64 Seiten
David Adler
31, Av. Prsse Grace
MC Monte Carlo
ergänzt

V O R W O R T

In meine Lebensgeschichte habe ich auch die Auswüchse des Antisemitismus in Deutschland einbezogen. Dazu lege ich Zeugenschaft ab.

Mit einer jahrelang betriebenen Hetze gegen die Juden wurde den Deutschen der Glaube eingehämmert, die Juden seien eine minderwertige Rasse, die wie Ungeziefer vernichtet werden müsse. Mit dieser verlogenen Propaganda haben sich die Nationalsozialisten den Weg für die Verfolgung der Juden freigemacht. Mit der Verfolgung und Vernichtung vieler Millionen wehr - loser Menschen, die keinem Deutschen ein Leid angetan hatten, haben sich die Nationalsozialisten ein ewiges Denkmal in der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts gesetzt.

Meine Erlebnisse in dieser Zeit sollen der jungen deutschen Generation eine Hilfe bieten, die Wahrheit des furchtbaren Geschehens zu erkennen. Dazu fühle ich mich verpflichtet, weil ich das seltene Glück hatte, diese Zeit in einem der gefürchtetsten Konzentrationslager zu überleben.

Wohl sind inzwischen schon vierzig Jahre vergangen, aber vergessen kann ich die achtzehn Monate nicht, die ich in deutschen Lagern verbringen mußte. Sie waren grauenhaft.

David Adler

Der Textilkaufmann in Leipzig

Komm gut zurück, mein Junge sagte mein Vater auf dem Bahnhof in Lezajsk, drückte mir noch fünfzig Kronen Taschengeld in die Hand und setzte mich in den Zug nach Leipzig. Er glaubte ich werde wiederkommen, wenn die Schulferien zu Ende seien, und weiter brav aufs Gymnasium von Lezajsk gehen, damit ich später mal ein tüchtiger Rechtsanwalt würde. Doch ich der knapp sechzehnjährige Junge dachte ganz anders und verschwieg meinem Vater, daß ich alles daransetzen würde in Leipzig zu bleiben.

" Kaufmann in Deutschland will ich werden", dachte ich, als der Zug anfuhr. Das war mein Lebensziel. Wer hätte damals gedacht, daß nach Leipzig einmal Auschwitz kommen werde, dann Trelleborg/Schweden, Nizza und Frankfurt am Main. Kein Mensch konnte ahnen, was dieses zwanzigste Jahrhundert in Europa bringen wird. Niemand dachte daran, daß schon Wochen später, die erste Katastrophe beginnen werde.

Die Freude auf die Zukunft ließ mich ganz vergessen, was ich hinter mir ließ: Siedlanka, ein Luftkurort umgeben von Wäldern; unser schönes Haus, das einmal dem Grafen Potocki gehört hatte, unser Hofgut mit Pferden und Kühen, dem großen Obstgarten und Fliederbüschen abseits der Stadt Lezajsk; Mutter und Schwester Golde, die unser Lebensmittelgeschäft führten, den Vater, der sich der Gastwirtschaft und dem Hofgut widmete, meine zwei jüngeren Brüder und den Großvater. Es ging uns hier doch ganz gut. Als Juden genossen wir im polnischen Landesteil der Österreichischen Monarchie so viel Freiheit, wie sie Juden nirdgendwo in Osteuropa erfahren konnten. In den Schulen dieses Landes war deutsch als Fremdsprache Pflichtfach, und zuhause sprachen wir neben polnisch auch deutsch. Ja, die Polen betrachteten hier die Juden eher wie Deutsche als wie Landsleute. Wir waren in der Tat die Säulen des Deutschtums im polnischen Landesteil Österreichs.

Doch ich wollte weg vom vom Rande der Welt, wollte in die Welt hinein, und die schien mir in Deutschland zu liegen. Mein Großvater hatte mir die Sehnsucht auf das vermeintlich gelobte Land geweckt. Er hatte dort lange Zeit seines Lebens verbracht und glaubte aus eigener Erfahrung, daß ich ein gemachter Mann werden könne, wenn ich in Deutschland eine solide Ausbildung bekäme. Mir selbst schien der Beruf eines Kaufmanns eher erstrebenswert als den eines Rechtsanwaltes. Also hatte ich mir jeden Groschen meines Taschengeldes abgespart, um irgendwann das Gymnasium aufzugeben und nach Deutschland zu gehen.

Ein glücklicher Zufall hatte mir jetzt ganz unerwartet den Weg geebnet. Im Sommer 1914 war mein in Leipzig wohnender Vetter zu Besuch zu meinen Eltern gekommen, war in meinem Elternhaus mehrere Tage geblieben und hatte mich ganz arglos eingeladen, ihn zu besuchen, wenn ich Ferien bekäme. Das war wie ein Wink des Himmels, und ich zählte die Tage und Wochen bis zum Beginn der Ferien. Ganz im stillen dachte ich, wenn ich erst in Leipzig bin, suche ich mir eine Arbeitsstelle und komme nicht mehr nach Hause zurück, so dachte ich mir. Daß es dabei Probleme geben könnte, war mir nicht bewußt.
Nach langer Reise fuhr der Zug um sechs Uhr früh im größten und modernsten Bahnhof Europas ein. Niemand wartete am Bahnsteig auf mich, weil mein Vetter nichtvon meiner Ankunft unterrichtet worden war. Mit einer Pferdedroschke fuhr ich zu der Adresse, die er mir bei seinem Besuch in Siedlanka gegeben hatte. Dort angekommen, merkte ich, daß ich vor seinem Geschäft stand und nicht vor seiner Wohnung. Der Hausmeister kam auf mein Schellen heraus und gab mir die Adresse meines Vetters. Aber ich war so müde von der langen Reise, daß ich mich im Flur des Geschäftshauses erst auf meinen koffer setzte und ein Nickerchen machte. Der Schwager meines Vetters weckte mich eine Stunde später und ließ mich zur Wohnung meines Verwandten bringen.

Mein Vetter war freudig überrascht über mein Kommen und wollte mich erst mal ins Bett stecken, damit ich mich ausschlafe. Doch ich war so aufgeregt in der neuen Umgebung, daß ich mich glatt weigerte, die Zeit mit Schlafen zu verlieren. So frühstückten wir zusammen und fuhren dann in sein Geschäft. Unterwegs fragte mich der Vetter, wie lange ich in Leipzig bleiben wolle. " Mein ganzes Leben!" war meine Antwort. Das hat meinen Vetter überrascht, und er merkte sofort, was er sich mit seiner Einladung eingehandelt hatte. Ich solle doch in mein Elternhaus zurückkehren, die Schule zu Ende absolvieren, vielleicht studieren, riet er mir; dann könne ich wieder nach Leipzig kommen. Mit diesen Ratschlägen stieß mein Vetter auf taube Ohren.

Entschlossen in Leipzig zu bleiben unternahm ich schon am ersten Tag meiner Ankunft in Leipzig einen Spaziergang in das Geschäftsviertel der Stadt. Dabei stieß ich auf ein sehr schönes Herrenbekleidungsgeschäft mit acht großen Schaufenstern, das in mir den Wunsch aufkommen ließ, mir in diesem Haus eine Lehrstelle zu suchen. Doch wollte ich mich von meinem Vetter beraten lassen. Die Auskunft, die mir mein Vetter gab, erstaunte und entmutigte mich zugleich. Er sagte mir, die Besitzer des grossen Bekleidungshauses sind Antisemiten, sie beschäftigen keine Juden

Noch nie hatte ich zuvor gehört, daß Deutsche Antisemiten seien. Im Gegenteil hatte ich die Deutschen in meiner Heimat immer als Judenfreunde erlebt. Jüdische Kinder besuchten die Schule der deutschen Siedlung Gellershof am Rande der Stadt Lezajsk. Wenn man bei uns von Antisemiten sprach, dachte man nur an die slawische Bevölkerung. Später allerdings bin auch ich dahintergekommen, daß es in Deutschland schon immer einen Salon-Antisemitismus gegeben hat. Der Hinweis meines Vetters, die Besitzer des grossen Bekleidungshauses seien Antisemiten, konnte mich nicht davon abhalten, eine Stellung in der Herrenkonfektion zu suchen. Eine Rückkehr in meine Heimat kam für mich überhaupt nicht in Frage! Freilich wollte ich meinem Vetter nicht zur Last fallen und hätte notfalls jede andere Tätigkeit übernommen.

Meine Suche nach einer Stellung in der Konfektion ging weiter. Ich fand ein anderes Bekleidungsgeschäft ; es hatte zwar keine acht Schaufenster wie das erste, stand ihm jedoch in der Aufmachung keineswegs nach. Auch vor diesem Geschäft sah ich mir die Auslagen an, stellte mich dann vor den Eingang und beobachtete, wie die Kunden bedient wurden. Das scheint dem Inhaber offenbar aufgefallen zu sein, denn er kam heraus, fragte mich, ob ich an einem Kleidungsstück aus seinem Angebot interessiert sei. Meine Antwort: Ich habe keine Kaufabsichten, aber ich suche eine Stellung in der Konfektion. Der Geschäftsinhaber schaute mich erst mal groß an und fragte mich, woher ich käme und welche Schulbildung ich habe. Ich gab ihm die gewünschte Auskunft und merkte, daß er mir ein gewisses Interesse entgegenbrachte. Er bat mich in sein Geschäft herein und versichrte mir, er würde mich gern in sein Geschäft als Volontär einstellen, wenn in der Konfektion keine Flaute herschen würde; er werde mich einem Geschäftsfreund empfehlen, der mich wahrscheinlich brauchen könne. Dann ging er in sein Büro und telefonierte. Das mit seinem Geschäftsfreund geführte Gespräch befriedigte ihn: Sein Geschäftsfreund sei schon sicher auf dem Weg zu ihm. Bald fuhr ein Taxi vor, dem ein etwa fünfzigjähriger, elegant gekleideter Herr entstieg. Nachdem ich ihm vorgestellt worden war, fragte er mich, ob ich jemand in Lwipzig habe, der berechtigt sei, einen Anstellungsvertrag für mich abzuschliessen. Ich nannte meinen Vetter, der einen Seidengroßhandel betrieb. Wir fuhren zu ihm hin.

Mein Vetter war ganz überrascht, als ich ihn mit meinem Anliegen überfiel. Als er aber hörte, daß ich als Volontär dreissig Mark im Monat verdienen werde lehnte er es rundweg ab, den Anstellungsvertrag für mich zu unterschreiben; denn von dem Geld kann keiner leben. Auf keinen Fall wollte ich auf die mir gebotene Anstellung verzichten, schrieb meinem Vater und bat ihn, auf meinen Vetter einzuwirken damit er meinen Anstellungsvertrag unterschreibe. Mein Vater antwortete mir, er wolle mir monatlich noch einen Zuschuß von dreissig Mark schicken, wenn ich unbedingt die Anstellung in dem Konfektionsgeschäft haben möchte. Nun war auch mein Vetter einverstanden und schloß den Vertrag für mich ab. Am 1. August 1914 ist mein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich begann die Lehre als Textilkaufmann. Am gleichen Tag ist auch der erste Weltkrieg ausgebrochen.

Im Geschäft meines Lehrherrn waren vier Verkäufer, ein Lehrling und eine Kassiererin beschäftigt. Sie wurden vom Chef gebeten, viel mit mir zu sprechen, damit ich schon mein gutes Deutsch noch verbessern könne. Sie waren alle Christen nur der Chef und ich waren jüdischer Abstammung. Die Kundschft im Geschäft sollte aber meine Anstammung nicht merken, deshalb wurde ich kurzerhand umgetauft und hieß hier nicht mehr David, sondern Fritz. Übrigens spürte ich sonstkeinen Nachteil meiner Abstammung, weder in der Handelsschule noch im Geschäft. Meine Begeisterung für den Beruf ließ gar keine Probleme aufkommen.

Schon sehr schnell brachten mich die besonderen Verhältnisse voran: Zwei Verkäufer wurden zum Kriegsdienst eingezogen, neues Personal war nicht zu finden, denn alles eilte zu den Fahnen. So spannte der Chef den alten Lehrling und mich als Hilfsverkäufer ein. Ich nutzte die Chance und verdiente bald die meisten Prämien, die auf ungangbare Artikel ausgesetzt waren. Diesen zusätzlichen Verdienst habe ich auch dringend gebraucht, denn der Zuschuß meines Vaters blieb wegen der Besetzung meines Heimatlandes durch die Russen aus. Den Chef um eine Gehaltsaufbesserung anzugehen hielt ich wegen des geschlossenen Lehrvertrages für aussichtslos.

Eine Aufbesserung meines Einkommens ging mir im Kopf herum. Als ich merkte, daß wir im Sortiment weder Krawatten noch Hosenträger führten, die Kundschaft aber öfter danach fragte, bat ich den Chef, mir die Erlubnis zu geben, die beiden Artikel selbst zu beschaffen und den Kunden anzubieten. Er werde von der Aufnahme dieser Artikel keinen Nachteil haben, im Gegenteil sogar einen Vorteil, denn wenn ein Kunde Krawatten oder Hosenträger kaufe, nähme er mitunter auch noch anderes mit.

Der Chef sah ein, daß ein auf sich selbst angewiesener Volontär von dreissig Mark im Monat nicht leben könne und ein tüchtiger Kerl wie ich für seinen Einsatz belohnt werden solle. Also kaufte ich Krawatten und Hosenträger ein, dekorierte einen bisher ungenutzten Schaukasten und bereicherte damit das Angebot der Firma.Den beiden Verkäufern und dem Lehrling bot ich die Hälfte meines Verdienstes als eine Verkaufsprovision an, wenn sie meine Artikel verkauften. Der Versuch schlug ein. Nach kurzer Zeit brachte mir der Eigenhandel mehr ein als der ausgebliebene Zuschuß des Vaters.

Der Einkauf lag allein in den Händen des Chefs, der allgemein als guter Fachmann in der Konfektion galt. Er war meist nur Vormittag im Geschäft; nachmittags ging er in das " Café Grüner Baum " und spielte mit Geschäftsfreunden Karten. Ab und zu rief er in seinem Geschäft an und erkundigte sich, ob es etwas Neues gebe.

Einmal erfuhr er am Telefon von der Kassiererin, das Geschäft laufe ganz normal, nur ein Kunde konnte nicht bedient werden, weil er das nicht fand, was er sich wünschte. Der Chef fragte dann: " war denn der Fritz nicht da?"
Es war nämlich üblich, daß ich vorgeschickt wurde, wenn mal ein Verkauf nicht reibungslos klappte.
Meine berufliche Laufbahn hat gleich einen ersten Höhenpunkt erreicht. Das wirkte sich auch nachteilig aus, denn der Chef gab mir an Weinachten keine Gratifikation mehr mit dem Hinweis, ich habe mich mit meinem Eigenhandel in seinem Geschäft schon selbständig gemacht. Ganz Unrecht hatte er nicht, denn mein Einkommen glich schon dem eines guten Verkäufers.

Als ich so rundum zufrieden war mit meinem Beruf, kam der erste Schlag : Einberufung zum Kriegsdienst in der Österreich-Ungarischen Armee! Mein Chef stellte mir ein gutes Zeugnis aus und glaubte, ich werde zu ihm zurückkommen, wenn ich den Krieg heil überstehe. Am Vorabend meiner Abreise lud er mich zu einem Abschiedsessen in seine Wohnung ein und bat mich, ihm ab und zu ein Lebenszeichen zu geben. " Viel Glück im Kampf gegen die Feinde des Deutschen Kaiserreichs, wünschte er mir.

Mit dem Einberufungsbefehl in der Tasche fuhr ich nach meinem Geburtsort Siedlanka zurück. Zwei Wochen blieb ich noch bei meinen Eltern, die so glücklich waren mich wiederzusehen. Doch schon wieder ein Abschied! Ich meldete mich bei meinem Regiment in Jaroslaw. Dort war nur noch eine Dienststelle offen, denn das Regiment war beim Einmarsch der Russen nach Jičin in Böhmen verlegt worden. Man kleidete mich ein und gab mir den Marschbefehl nach Jičin. Die militärische Ausbildung war nur kurz. Mit einer Eilmarschkompanie kam ich an die italienische Kampffront. Einige Monate später erlitt ich bei einem Sturmangriff auf die italienischen Linien eine Verwundung und kam mit einem Sammeltransport ins Reservelazarett auf den Weinbergen in Prag. Glücklicherweise erwies sich meine Verwundung als nicht schwer, so daß ich nach längerer Behandlung zur weiteren Pflege ins Rekonvaleszentenheim Jičin eingewiesen werden konnte. Dort wartete ich auf ein ärztliches Gutachten, das mich vom Frontdienst freistellen sollte.

Am Abend meines Geburtstages saß ich mit einem hübschen Mädchen beim Essen in einem guten Weinlokal. An meinem Tisch hatte zuvor schon ein Offizier meines Regiments Platz genommen. Er sprach mich an, als er mein klares Deutsch vernahm. Welcher Kompanie ich angehöre, fragte er. Derzeit bin ich im Genesungsheim, wo ich auf eine Freistellung vom Frontdienst warte. Welchen Beruf ich ausgeübt habe, bevor ich zum Kriegsdienst einberufen worden bin.? Verkaufsberater in der Konfektion! " Ob ich mich für fähig halte, in seiner Kanzlei eine leichte Arbeit zu übernehmen?" Meine Schulbildung dürfte wohl dazu schon ausreichen, erklärte ich ihm.

Der junge Offizier, Jurist von Beruf, war in unserem Regiment Militärrichter, hatte Deserteure dem Strafgericht zuzuführen und kleine Sünder selbst zu bestrafen. Er versprach mir, mich für seine Dienststelle anzufordern. Wenige Tage später erhielt ich den Befehl, mich in seiner Kanzlei zu melden. Die Arbeit in der Kanzlei machte mir Spaß, weil sie eine sinvolle Beschäftigung war. Wir hatten immer viel zu tun, weil die Kriegsmüdigkeit in der Armee wuchs und die Fälle von Fahnenflucht sich häuften.

Eines Tages sahen wir durch das Fenster der Kanzlei, daß die Kompanien schon um zehn Uhr morgens vom Exizierplatz in die Kasernen wieder einrückten. Das war ungewöhnlich. Unser Postmeister brachte uns die Neuigkeit: Die Tschechen haben sich von der Habsburger Monarchie losgerissen! Mit Jubel wurde die Nachricht von den Soldaten aufgenommen.

Es bildete sich sofort eine militärisch organisierte tschechische Heimwehr. Sie forderte unseren Regimentskommandeuer auf, ihr die Waffen zu übergeben. Widerstand seitens der Armee wurde nichtgeleistet. Aber vor der Waffenübergabe plünderten die Soldaten das Lebensmittelmagazin, kleideten sich neu ein und zogen zum Bahnhof. Um einen Platz in Viehwaggons wurde regelrecht gerauft. Um nur schnell fortzukommen, kletterten manche Heimkehrer auf die Waggondächer, andere nahmen mit einem Platz auf den Einstiegtreppen vorlieb. Auch ich war tagelang unterwegs nach Hause. Siedlanka gehörte jetzt zu dem neugebildeten Staat Polen. Dessen Regierung mobilisierte die heimgekehrten Soldaten erneut, damit sie die von den Bolschewiken besetzten polnischen Landesteile befreiten. Von einer geruhsamen Erholung nach den Strapazen des Krieges konnte für mich also nicht die Rede sein. Noch einmal in den Krieg ziehen wollte ich aber auch nicht, zumal meine Sympathien immer noch Österreich galten. Also gab es wieder einen Abschied von Siedlanka. Mit meinem alten Österreichischen Paß konnte ich wieder nach Deutschland zurückkehren.

Leipzig, zweite Etappe. Zu meinem früheren Chef in die Konfektion wollte ich nicht wieder gehen. Ich wollte mich den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen anpassen und zog es vor, freiberuflich zu arbeiten. Ich nahm die mir angebotene Vertretung einer bekannten Wäschefabrik an. Mein Ziel war es, mir viele Kunden anzuwerben, um mich bald selbständig zu machen. Mein Arbeitsgebiet lag in Leipzig und Umgebung. Das erwies sich als vorteilhaft, weil die Reisekosten niedrig blieben. Alle meine Kräfte setzte ich ein, um hohe Umsätze zu erreichen.

Jüdische Berufskollegen haben mich in dieser Zeit schon aufmerksam gemacht, daß in Deutschland ein gefährlicher Judenhaß sich ausbreite. Mir war das zunächst nicht aufgefallen; später konnte die Entwicklung auch mir nicht verborgen bleiben. Als die Inflation zu Ende gegangen war, gab ich die Vertretung auf und macht mich, wie geplant, mit der Gründung eines Versandgeschäfts für Aussteuerwäsche selbständig. Meine Neugründung nahm bald einen ungeahnten Aufstieg. Das hatte ich insbesondere einer Privatbank mit zu verdabken, die mir hohe Kredite eingeräumt hatte. Die neue wertbeständige Rentenmark, das merkte ich, kurbelte eine Hochkonjunktur in der deutschen Wirtschaft an. Das ging gut bis zur Mitte 1929. Eine Wendung trat ein, als die Darmstädter Nationalbank wegen hoher Verluste die Zahlungen einstellen mußte. Das Vertrauen an die deutsche Wirtschaft hat einen grossen Schaden erlitten. Auch die politische Unstabilität in Deutschland hemmte einen Wiederanstieg der Wirtschaft.

Nach dem Niedergang der Hochkonjunktur in Deutschland trat eine Arbeitslosigkeit ein. Der schon weit verbreitete Antisemitismus ~~in Deutschland~~ wurde neu belebt. Der deutschen Bevölkerung wurde immer wieder eingehämmert, die Juden tragen die Schuld für den verlorenen Krieg und für die Misere auf dem Arbeitsmarkt. Die Nationalsozialisten stellten die These auf, die Juden trügen die Verantwortung für das nationale Unglück Deutschlands. Die Nationalsozialistische Bewegung Hitlers wurde für einen Revanchekrieg unterstützt. Mit den Geldern der Großindustrie wurde die Wiederaufrüstung heimlich betrieben, noch bevor Hitler die Staatsmacht übernommen hatte.Mit den ihm von der Großindustrie zugeflossenen Geldern hat er eine antisemitische Bewegung ins Leben gerufen. Der propagierte Haß gegen das Judentum, wirkte sich allmählich als eine Lebensbedrohung der Juden in Deutschland aus.
Angestellte in jüdischen Betrieben, warteten sehnsüchtig auf den Tag an dem sie den Betrieb übernehmen könnten. Jüdische Geschäftsinhaber wurden manchmal von ihren Angestellten bedroht, wenn sie an ihre Arbeitspflichten ermahnt worden sind. Ungeachtet solcher Vorgänge muß ich allen meinen Mitarbeitern bestätigen, daß sie sich damals als treue und ehrliche Angestellte erwiesen haben. Einer von ihnen, ein Marine-SS-Mann, war mein treuester Mitarbeiter. Solche glücklichen Einzelfälle mochten aber an der allgemeinen Entwicklung nichts hindern. Der Antisemitismus breitete sich in Deutschland wie ein Lauffeuer aus.
Es muß 1925 oder 1926 gewesen sein, da kehrte ich in dem Dorf Ganzig bei Leipzig in die Gaststätte Merzdorf ein. Gerade tagte der Gemeinderat. Um die Tagung nicht zu stören, setzte ich mich notgedrungen an einen Seitentisch. Ich mußte zuhören, wie der Vorstand des dortigen Konsumvereins, ein Volksschullehrer, einen Vortrag über den Einfluß der Juden auf die deutsche Wirtschaft hielt. Er trat dafür ein, die Juden kurzerhand aus dem Wirtschaftsleben auszuschalten, denn die knapp 2% Juden im Handel und Industrie maßten sich an, die Deutschen wirtschaflich zu beherschen. Ich verhielt mich so, als ginge mich die Sache nicht an.
Der Gemeindevorsteher bestellte für die Sitzungsteilnehmer eine Runde Bier. Er bat die Gastwirtin, auch den Gast am Nebentisch nicht zu vergessen. " Das ist doch ein Jude", flüsterte ihm die Wirtin zu, die mich kannte. Der Vorsteher richtete den Blick an den Seitentisch, bat die Wirtin, dem Gast am Seitentisch trotzdem ein Bier hinzustellen. Wir kamen ins Gespräch. Ein Gemeindemitglied meinte, die Juden, die er kenne, seien anständige und ehrliche Leute." Auch die Juden, die Sie nicht kennen, sind anständig und ehrlich!" rief ich dem Gemeindemitglied zu. Der Lehrer aber blieb bei der Meinung, die Juden verdürben

Als Hitler 1933 an die Macht kam, wurden in allen Städten und Dörfern öffentlich Aufklärungskampagnen gegen die Juden betrieben. Der"Stürmer ", das Hetzblatt, verbreitete die wildesten Gerüchte gegen die Juden. Den knapp zwei Prozent Anteil der Juden an der deutschen Bevölkerung wurde vorgeworfen, sie trügen die Schuld an dem Niedergang der deutschen Wirtschaft und der eingetretenen Arbeitslosigkeit. Überhaupt wurden die Juden für alles verantwortlich gemacht, was bei den Nationalsozialisten schief ging.

Manchmal hörte man deutsche Stimmen:" Von alledem weiß der Führer nichts!" Es gab Deutsche, die sich nicht vorstellen konnten, daß Hitler solche Verleumdungen gutheisse. Erst als sein Buch " Mein Kampf!" populär wurde, glaubte ein großer Teil des deutschen Volkes an die Schuld der Juden an der eingetretenen Mißwirtschaft, die nach der Machtübernahme Hitlers sich einstellte. Antisemitismus wurde zur Mode. Ein deutscher Patriot mußte zugleich Judenfeind sein.
Nach der Verkündung der Rassengesetze wurden den Juden die bürgerlichen Rechte entzogen. Sie wurden aus Gewerbe- und Industriebetrieben entfernt, Staatsangestellte fristlos entlassen. Jüdische Ärzte und Anwälte durften meist ihren Beruf nicht mehr ausüben. Nur in der Wirtschaft übte Hitler noch Zurückhaltung, weil er die Ausweitung des im Ausland gegen Deutschland verhängten Boykotts vermeiden wollte. Auch drohte Reichsbankpräsident Dr. Schacht mit dem Rücktritt, wenn die Nationalsozialisten störend in die Wirtschaft eigreifen würden.
Im Haß gegen die Juden hat Dr. Goebbels seinen Lehrmeister Hitler sogar übertroffen. Unvergessen bleibt der vom Propagandaminister befohlene Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933. Viele Juden haben an diesem Tag ihre Geschäfte geschlossen; ausgenommen von dem Boykott waren ausländische Staatsangehörige. Als Ausländer wollte ich mein Geschäft weder schließen noch einen Boykottposten vor meinem Geschäft dulden. Als ich am fraglichen Tag zu meinem Geschäft ging, sah ich einen SA-Mann vor dem Eingang stehen und bedeutete ihm, diese Firma gehöre einem Ausländer, worauf er sich sofort zurückzog. Kaum eine Stunde später kam eine Verkäuferin aufgeregt zu mir und berichtete, ein SA-Mann stände vor der Tür und habe sie nicht hereinlassen wollen. Ich ging hinaus und sah tatsächlich einen brutal aussehenden Typ in SA-Uniform. Ich wiederholte den Hinweis auf den ausländischen Besitzer. Er erklärte, mit Juden spreche er nicht. Daraufhin eilte ich zur Boykottleitung, wies mich als Ausländer aus und bat um Abhilfe. Der Einsatzleiter rief sofort mein Büro an und bat den SA-Mann ans Telefon. Ein Judengeschäft betrete er nicht, sagte er meiner Telefonistin.

Nun ließ ihm der Einsatzleiter ausrichten, er solle sich sofort zrückziehen, widrigenfalls wird er ihn festnehmen lassen. Erst diese Drohung veranlaßte den SA-Mann, seinen Posten zu verlassen.

Im Park der Villa, in der sich die Einsatzleitung befand, sah ich einige Handelsvertreter stehen, die der Boykottleitung die jüdischen Unternehmen meldeten, vor denen noch kein Posten aufgezogen war. Unter ihnen erkannte ich einen Vertreter mehrerer Webereien, der seit vielen Jahren die größten Aufträge von mir bekommen hatte. Einige Tage später nahm er seine Geschäftsbesuche bei mir wieder auf, erhielt aber keinen Auftrag mehr von mir. Ich habe ihn boykottiert. Den Grund meines Boykotts hat der Mann nie erfahren. Mir haben nur meine Lieferanten leid getan, die wegen der judenfeindlichen Haltung ihres Vertreters hohe Umsatzverluste hinnehmen mußten. Sie konnten es nicht wissen, daß ich ihm bis zum Tag des Boykotts bei der Vergabe meiner Aufträge bevorzugt hatte; seine Ehefrau mir aus Dankbarkeit zu Weinachten immer einen selbstgebackenen Christstollen geschickt hatte. Ein Angestellter meiner Firma erzählte mir, er habe gesehen, daß der auch ihm bekannte Vertreter mir den Brutalen SA-Mann vor den Geschäftseingang hingestellt hatte.Viel später als der Nazispuk vorbei war, sollte ich noch einmal auf die Spuren dieses Vertreters treffen.
In den Jahren nach 1936 stellte sich auf dem Sektor Textil eine spürbare Warenknappheit ein; Beamte und Parteifunktionäre fragten nicht mehr danach, ob ein Geschäft arisch oder jüdisch sei. Erst als zwei Kriminalbeamte in Leipzig von einem Kollegen angezeigt wurden, weil sie Aussteuerwäsche in meinem Geschäft gekauft hatten, wurde die NS-Partei tätig und verwarnte sie. Eine Warenrücknahme lehnte ich ab. Der Einwand der Kunden, sie dürfen nicht in einem jüdischen Geschäft kaufen, schien mir unglaubhaft. Um ein klares Bild über die Situation zu gewinnen, bat ich die Kreisleitung der NSDAP in Leipzig um Auskunft. Sie teilte mir mit, sie mische sich grundsätzlich nicht in geschäftliche Angelegenheiten ein. Der klare Bescheid veranlaßte mich, die Kunden aufzufordern, die zurückgesandten Waren abzuholen und Zahlung zu leisten. Wenige Tage später rief einer der Kunden an, gab sich als Kriminalkommissar Löwe zu erkennen und bat um Namen und Wohnadresse des Geschäftsinhabers. In das Telefongespräch schaltete ich mich ein und bat um den Grund seiner Frage. Um eine Strafanzeige gegen Sie zu erstatten, weil Sie es abgelehnt haben, die Wäsche zurückzunehmen.

Den Mann verwies ich an das Einwohnermeldeamt, dort könne er die begehrte Auskunft erhalten. Die Reklamation könne aber nur von einem ordentlichen Gericht entschieden werden. Mit einer Strafanzeige werde er nichts erreichen, weil keine strafbare Handlung vorläge.
Einige Tage später bin ich von der Kriminalpolizei vorgeladen worden. Ein Beamter fragte mich, ob ich die Sache aus der Welt schaffen wolle, indem ich die Waren zurücknähme. Ich versicherte dem Beamten, daß ich die Waren anstandslos zurückgenommen hätte, wenn sich nicht der Käufer darauf berufen hätte, als Beamter nicht bei Juden kaufen zu dürfen. Als Geschäftsmann sei ich an dem Beweis interessiert, ob ein solches Gesetz bestehe. Der Kriminalbeamte versicherte mir, daß dieses Gesetz vorhanden ist. Wann dieses Gesetz erlassen und veröffentlicht worden ist, konnte der Beamte nicht beantworten. Ich bat ihn, die mir mündlich erteilte Auskunft,schriftlich zu geben. Dazu sei er nicht befugt, erklärte der Beamte. Er werde den Fall seiner vorgesetzten Behörde vorlegen, sie könne dann entscheiden, was sie für richtig finden werde. Wie ich beobachten konnte, saß Kriminalkommissar Löwe mit NS Orden dekoriert im Hintergrund, während dieses Gesprächs. Zwei Wochen später kamen die Ehefrauen der beiden Kunden in mein Geschäft und erklärten der Verkäuferin, der Polizeipräsident Knofe persönlich habe entschieden, sie sollen die gekauften Waren abholen und bezahlen. Künftig müßten sie sich im voraus vergewissern, ob sie ein arisches oder jüdisches Geschft betreten; wenn sie getäuscht werden, mache sich der Verkäufer strafbar.

Nach dieser Entscheidung konnte ich lange Zeit mein Geschäft ungehindert fortführen. Das lag zum Teil daran, daß meine Firma bei Beamten in einem sehr guten Ruf stand. Polizeipräsident der dem " Stahlhelm " angehörte, erweckte auch bei Juden volles Vertrauen. Sie konnten sich darauf verlassen, daß er nach Recht und Gesetz entschied, aber keine Wilkürmaßnahmen duldete.

Um diese Zeit traten immer wieder arische Geschäftsleute an mich heran, die mein Geschäft mit großem Kundenstamm erwerben wollten. Sie haben mir verlockende Angebote gemacht, ich lehnte aber stets ab, den meine Feinde wollte ich nicht zu Erben machen. Als dann alle Druckmittel zur Arisierung meiner Firma versagten, griff die Gestapo ein.

Eines Tages rief die Gewerkschaft deutscher Angestellten (GDA) an und kündigten den Besuch zweier Herren an, die mit dem Geschäftsinhaber über Personalfragen sprechen wollten. Den Herren ließ ich ausrichten, sie möchten den Besuch um eine halbe Stunde verschieben, weil ich noch in einem Gespräch stehe. Plötzlich erschien mein Prokurist in meinem Büro, wo ich noch ein Gespräch mit einem Webereivertreter führte, rief mich zur Seite und flüsterte mir zu: nichtdie angemeldeten Herren der Gewerkschaft sind erschienen, sondern die Geheime Staatspolizei. Die Herren ließ ich bitten, sie möchten sich noch einen Augenblick auf das Gespräch mit mir gedulden."Gestapo wartet nicht!" herschten sie meinen Prokuristen an. Wo sitzt Ihr Chef? Mein Mitarbeiter hatte schon gemerkt, daß ich gelassen auf den ungebeteten Besuch reagierte, rief über das Haustelefon zurück und bat mich vorzukommen, weil die Gestapo zu ihm grob geworden sei. Ich brach das geführte Gespräch ab und ging hinaus zu den Gestapoleuten. Ich bat sie, sich auszuweisen. Die beiden Herren zogen ihre Ausweise aus den Taschen und hielten sie mir vor die Nase hin. Was ihr Besuch in meinem Geschäft bezwecke? Sie wollen mich unter vier Augen sprechen.Mit den beiden Herren begab ich mich in mein Büro. So meine Herren, jetzt sind wir unter vier Augen, was haben Sie mir zu sagen? Wir möchten nur einen Einblick in Ihre Kundenkartei nehmen. Ich hatte den Eindruck, Kriminalkommissar Löwe habe sie zu diesem Schritt veranlaßt? Ich verweigerte den Einblick in die Kartei. Ich war mir im klaren darüber, daß ich der Gestapo gegenüber ein gewagtes Risiko einging, aber bisher war ich noch nie einem Kampf um das Recht ausgewichen. Die Gestapomänner hatten keinen Zweifel, daß ich ihnen den Einblick gestatten werde. Nach der Ablehnung versuchten sie den Einblick durch Drohungen zu erzwingen. Sie drohten Gewalt anzuwenden, wenn ich ihnen den Einblick verwehre. Die Drohung nahm ich ernst und zog zwei Angestellte als Zeugen zu diesem Gespräch hinzu. Im Beisein der Zeugen versicherte ich den beiden Herren, ihnen stünde das Recht nicht zu, meine Kundenkartei zu kontrolliern, dazu sei nur die Gewerbepolizei zuständig. Ein Anruf bei der Handelskammer werde das bestätigen. Im Begriff die Handelskammer anzurufen, nahm mir einer der Herren den Hörer aus der Hand. Er hinderte mich, die Handelskammer anzurufen. Warum ich denn so aufgeregt sei? Ihre Drohung Gewalt anzuwenden hat mich aus der Ruhe gebracht. Ich habe sie sehr unhöflich behandelt beklagten sich die beiden Herren. Ja Ihr schroffes verhalten hat mich dazu gezwungen, zumal ich wußte, daß Sie kein Recht hatten in die Kundenkartei einzusehen. Sie haben sich als Beauftragte der GDA melden lassen und tauchten jetzt als Geheime Staatspolizei auf. Sie sind gebeten worden, auf ein Gespräch mit mir einen Augenblick zu warten, weil ich noch in einer Verhandlung war und herschten meine Angestell

Die Herren der Geheimen Staatspolizei redeten sich nun darauf hinaus, daß sie sich unter einem Vorwand zu Gesprächen anmelden müßten, denn wenn sie sich gleich als Gestapo ausgäben, würden die meisten Leute sofort verschwinden und es nicht zu einem Treffen kommenlassen. Sie entschuldigten sich bei uns und verliessen mein Büro.
Unvorstellbar, was meine Kundschaft für Schwierigkeiten bekommen konnten, wenn ich die Gestapo in meine Kundenkartei hätte blicken lassen. Neben zahlreichen prominenten Beamtenkunden, war auch der Gauleiter von Westfalen vertreten. Aber seitdem die Gestapo für meine Abnehmer sich interessierte wurden die Sendungen an den Gauleiter unter dem Namen meiner arischen Versandleiterin verschickt.
Nach der Verkündung der Rassengesetze konnten sich Juden in keinem Kaffehaus, Theater oder Konzertsaal blicken lassen. Es gab sogar Gaststätten, die an der Tür ein Schild angebracht haben," Juden und Hunden ist der Zutritt verboten." An einer Autobahnausfahrt auf der Strecke Köln-Leipzig sah ich Wegweiser, " dieser Weg führt nicht nach Palästina." Schade, daß die Verwaltung der Autobahnen nicht auf den Gedanken gekommen war, den Weg nach Palästina zu beschildern, vielleicht wäre manchem deutschen Juden die Gaskammer erspart geblieben!
Eine Zeitlang konnte ich mich den Belästigungen entziehen, die ein Jude auf Schritt und Tritt ausgesetzt war, indem ich öfter ins Ausland gereist bin. Fast jedes Wochenende verbrachte ich in der Tschecho-Slowakei, wo Juden noch gern gesehen waren.Dort begegnete ich manchmal aus Deutschland emiggrierten Juden, die auf ein Visum nach Übersee warteten. Sie habe ich bemitleidet, weil sie nicht mehr wußten, wo sie hingehörten. Das Schicksal dieser Menschen hatte mich davon abgehalten, meinen Wohnsitz in Deutschland aufzugeben. Auch glaubte ich damals noch, daß man den Juden in Deutschland ein gewisses Maß an Freiheit zugestehen werde. Ich hatte sogar einen Grund zu der Annahme, daß man im Handel den Juden freie Hand lassen werde. Ein mir im Frühjahr 1938 vom Reichsminister für Wirtschaft zugegangenes Rundschreiben, in dem die Freigabe der Ausfuhr von Textilwaren aus Österreich mitgeteilt wurde, hat diesen Gedanken aufkommen lassen.
Da die Baumwolle im Reich immer knapper wurde und man sich auf Ersatzstoffe umstellen mußte, wollte ich mir die in Österreich noch vorhandene große Vorräte zunutze machen und fuhr zusammen mit einem Geschäftsfreund auf der Autobahn München-Salzburg nach Wien. Am Pfingstsonntag machten wir einen Abstecher zum Großglockner. Überrascht sahen wir, daß auf dem Plateau des Berges gerade ein SA-Skitreffen unter der Schirmherrschaft des Reichssportführers von Tschammer und Osten stattfand. Alle dort geparkten

Ich machte ein Photo, dachte aber nicht daran, das groß auf dem Bild die Hakenkreuzfahnen zu sehen sein werden. Der Schnappschuß hat mir später noch grosse Schwierigkeiten gebracht, denn in Frankreich hielt man mich seinetwegen für einen Nazi, was zu meiner Verhaftung führte.

In Wien stiegen wir im Grandhotel ab, wegen unserer polnischen Pässe freundlich aufgenommen. Offenbar hielt man uns für polnische Diplomaten, weil in Österreich kein Jude mehr ein Auto besaß.

Unmittelbar neben unserem Hotel stieg zur gleichen Zeit Reichsminister Dr. Goebbels mit Gefolge im Ringhotel ab. Tausende Wiener brachten ihm Ovationen dar. In diesem Trubel sind wir bei der Anfahrt zum Grandhotel ebenfalls enthusiastisch gegrüßt worden; kein Mensch ahnte, daß in dem Auto mit der Leipziger Kennnummer III zwei Juden saßen.

Von der Handelskammer haben wir uns einen ortskundigen Textilvertreter vermitteln lassen. Er führte uns am Tag darauf zu einem Baumwollwaren Großhändler, der über große Bestände an Wäschestoffen verfügte. Doch schon beim ersten Besuch wurden wir gewahr, daß die von Reichsminister Funk freigegebene Ausfuhr in Wien weder bei dem Großhandel noch noch bei den Behörden bekannt war. Offenbar waren wir zu früh nach Wien gekommen. Mein Geschäftsfreund ist daraufhin gleich nach Leipzig zurückgefahren, ich blieb jedoch in Wien. Der uns von der Handelskammer vermittelter Vertreter führte mich zu einem jüdischen Grossisten, der noch ein vollgestopftes Lager an Webstoffen besaß. Ein Kommissarischer Verwalter, von der Devisenstelle eingesetzt, empfing mich. Der Geschäftsinhaber war in ein Sanatorium gegangen, weil er fürchtete, sonst in das KZ Lager Sachsenhausen eingeliefert zu werden; seine Ehefrau durfte den Verwalter noch fachlich beraten.Sie hatte noch Glück: In einer belebten Wiener Strasse sah ich mit Besen bewaffnete jüdische Frauen und Männer unter Aufsicht von SA-Männern die Bürgersteige kehren. Auf dem Gebiet der Judenverfolgung waren die Österreichischen Nazis ihren Kollegen im Altreich schon voraus.

Dem Kommissarischen Verwalter zeigte ich das Schreiben des Wirtschaftsministers und bat um ein Angebot. In einem vertraulichnen Gespräch eröffnete der Mann mir, das Geschäft stehe kurz vor der Arisierung, die Vorräte müßten für den Nachfolger reserviert werden. Ich hielt ihm vor, daß im Altreich grosser Mangel an Baumwollstoffen hersche und deshalb die Ausfuhr freigegeben worden sei. Der Verwalter verlangte nun den Nachweis, daß ich berechtigt sei, für die Leipziger Firma einzukaufen. Ich wies mich nicht als Einkäufer, sondern als Inhaber der Leipziger Firma aus. Der Verwalter merkte nicht daß ich Jude war. Er war des Glaubens, wenn schon das Wirtschaftsministerium mit der Leipziger Firma korrespondiere, müsse es bestimmt ein arisches Unternehmen sein. Er gab [illegible] den Verkauf unbeschränkt frei.

Die Textilpreise in Österreich lagen um fast zwanzig Prozent niedriger als im Altreich. Ich kaufte deshalb für nahezu 100.000 Reichsmark reine Wäschestoffe ohne Beimischung von Zellwollstoffen. Die Rechnung wurde am gleichen Tag mit einem Scheck auf meine Leipziger Bank bezahlt. Die Wiener Spedition Schenker & Co. bekam den Auftrag, die Baumwollstoffe zur Firma Adler & Co. nach Leipzig zu verfrachten. Bei einem anderen Wiener Wäschegroßhändler kaufte ich noch 36.000 Meter Rohgewebe und ließ sie zum Bleichen der Anstalt Keim in Hirtingen bei Wien zustellen. Auch diese Rechnung ist sofort bezahlt worden. Am nächsten Abend rief mich mein Leipziger Prokurist im Hotel an und berichtete, die Leipziger Zollfahndung habe mein Bankkonto sperren lassen und meine in Wien ausgestellten Schecks seien jetzt nicht gedeckt. Einen Tag zuvor hatte meine Bank den Lieferanten noch bestätigt, daß meine in Zahlung gegebene Scheck in Ordnung gehen.Die NS-Behörden in Wien haben erfahren, daß der Inhaber der Firma Adler ein Jude sei. Sie haben deshalb die Leipziger Zollfahndung beauftragt mein Bankkonto zu sperren, um damit auch die Ausfuhr der schon bezahlten Stoffe zu unterbinden. Sofort fuhr ich nach Leipzig zurück und legte Einspruch gegen die Kontosperrung bei der Devisenstelle ein. Der Leiter der Devisenstelle Dr.Winkler, war selbst wegen des Eingriffs der Zollfahndung beunruhigt. Im meiner Gegenwart wies er den zuständigen Beamten der Zollfahndung auf die Unzulässigkeit seines Vorgehens hin und forderte ihn auf, die Sperrung sofort aufzuheben. Mein Bankkonto wurde noch am gleichen Tag wieder freigegeben.

Nach Wien zurückgekehrt, erlebte ich eine neue Überraschung. Die Spedition Schenker konnte die bei ihr eingelagerten Stoffe nicht nach Leipzig verfrachten, weil die Wiener Handelskammer die Ausfuhr verweigerte. Offenbar arbeiteten sämtliche Wiener Behörden Hand in Hand, um mich um meine Wäschestoffe zu bringen. Wiederum wies ich bei der Handelskammer das Rundschreiben des Wirtschaftsministeriums vor und erhielt den Bescheid, Österreich mache die Ausfuhr davon abhängig, daß die Stoffe vorher im Lande verarbeitet würden.

Ein leitender Angestellter der Spedition Schenker gab mir nun einen Typ, wie ich meine Wäschestoffe aus Wien herausbringen könne: Eine Augsburger Überland-Spedition bringe zweimal wöchentlich Möbel von Augsburg nach Wien und führe wieder leer zurück. Auf diesem Weg könne sie doch meine bei Schenker eingelagerten Wäschestoffe mitnehmen. Mit der Augsburger Spedition kam ich überein, die bei Schenker eingelagerten Textilien abzuholen und direkt nach Leipzig zu bringen. Tatsächlich holte die Augsburger Spedition die Textilstoffe von Schenker & Co. in Wien ab und beförderte sie gleich nach Leipzig. An der alten Reichsgrenze sind die Begleitpapiere sogar noch von der alten Gernzzollstelle

Der Transport der in Wien verladenen Wäschestoffe kam nach zwei Tagen in Leipzig an. Passanten die an meinem Geschäft vorbeigingen, das Abladen der Wäschestoffe beobachteten, hatten Freude daran, daß es in Leipzig wieder Wäsche geben werde. Kaufhäuser fragten an, ob ich die aus Wien hereingebrachten Stoffe auch meterweise verkaufe? Ich lehnte ab, weil die Stoffe zu Bettwäsche verarbeitet werden sollte. Nun beschwerte sich der Einzelhandel bei der Handelskammer, daß es einem jüdischen Händler möglich sei, Möbelwagen voll Wäschestoffe aus Wien hereinzubringen, während die arischen Textilhändler keinen Meter Stoff von ihren Lieferanten erhalten können. Dieser Einspruch rief wieder die Wiener Handelskammer auf den Plan. Sie zeigte mich wegen unerlaubter Ausfuhr der Baumwollstoffe an. Wiederum stellte sich bei mir die Zollfahndung ein, die wissen wollte, von welchen Firmen in Wien ich diese Stoffe gekauft hatte. Das von der Zollfahndung in Wien angestrengte Strafverfahren mußte dann doch eingestellt werden, weil ich auf die Freigabe der Ausfuhr des Wirtschaftsministeriums verweisen konnte. In der Zeit der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich hat offenbar die Rechte nicht gewußt, was die linke tat.
Die Bleichanstalt Josef Keim in Hirtingen war von mir beauftragt worden,, die 36.000 Meter Rohgewebe im gebleichten Zustand an die arisierte Wäschefabrik Wolf & Co. in Plauen/Vogtland auszuliefern. Keim jedoch erwirkte bei der Preisüberwachungsstelle Wien die Beschlagnahme der Rohgewebe und erwarb sie zwanzig Prozent unter meinem Einkaufspreis. Der erlös wurde ebenfalls beschlagnahmt und zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen. Allerdings war ich zu dieser Zeit bereits aus Deutschland ausgewandert.

Nach den nicht gerade angenehmen Erlebnissen in Wien, den Aufregungen mit den Zollfahndunden, machte ich Ferien. Wegen eines alten Rheumaleidens ging ich zur Kur nach Pystian, einem slowakischen Kurort. Auf der Rückreise kam ich durch Prag. Am Wenzelsplatz hörte ich Drohrufe gegen mich, weil ich in einem deutschen Auto saß. Die erregten Prager schrien"Nazi! Nazi!"Der aufgeregten Menschenmenge zeigte ich durch das offene Autofenster meinen polnischen Reisepaß. Danach konnte ich Prag ohne jede Behinderung verlassen. Bei der Einfahrt nach Karlsbad ging es umgekehrt zu; wegen meines deutschen Autos wurde ich mit " Heil Hitler " begrüßt. Auf der Fahrt nach Leipzig erreichte ich die tschechische Zollgrenze in Gottesgab.

Nachdem ich dem Grenzbeamten meinen polnischen Reisepaß vorzeigte, vertraute er mir an, daß die deutsche Zollfahndung bei dem tschechischen Grenzzollamt sich erkundigt habe, ob ich mich noch in der Tschechoslowakei aufhalte, wenn ich was zu befürchten hätte, dann soll ich lieber nicht nach Deutschland zurückkehren. Trotz dieser Warnung fuhr ich weiter. Am deutschen Grenzzollamt verlangte der Zöllner das Vorzeigen meines Reisepasses, was er bei meinen vielen Reisen nach der Tschechoslowakei nie verlangt hatte. Er machte sich einige Notizen und gab mir den Paß zurück. Das eigenartige Verhalten des Grenzbeamten ließ mich vermuten, daß die Zollfahndung in Leipzig die Grenzstelle angewiesen hat, meine Einreise zu melden. Wahrscheinlich hat die Zollfahndung schon wieder etwas gegen mich ausgeheckt, glaubte ich. Vor derFortsetzung meiner Fahrt machte mich der Grenzbeamter noch aufmerksam, daß für das ganze Reichsgebiet eine Verdunkelung angeordnet wurde. Nach dem Grund dieser Anordnung befragt, sagte der Beamte mir, deutsche Truppen befinden sich auf dem Marsch in das Sudetenland, um es dem Reich anzugliedern! Aber auf der Fahrt von der Zollgrenze bis Leipzig, begegnete ich weder einen deutschen Soldaten noch ein Militärfahrzeug.

In Leipzig hörte ich abends im Rundfunk: Hitler, Mussolini, Chamberlain und Daladier verhandeln in München wegen der Abtretung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich. Bereits am nächsten Tag war bekanntgeworden, das Sudetenland ist dem Deutschen Reich zugesprochen worden. Die Vernunft westlicher Staatsmänner hatte einen Krieg vermieden. Doch Hitler wurde als deutscher Held stürmisch gefeiert. Im gleichen Ausmaß nahm die Judenhetze zu.

Die Diffamierung der Juden kannte keine Grenzen mehr. An der Zollgrenzstelle nach der Tschechoslowakei sah ich eine große Abbildung eines Juden im Kaftan, der einen Ballen mit Lumpen auf seinem Rücken trug. Darunter die Inschschrift: " So sind sie gekommen, und so werden sie auch gehen."Es war nicht schwer zu erraten, daß das Plakat aus Julius Streichers Hetzblatt" Der Stürmer" stammte.

In einer Leipziger vegetarischen Gaststätte hörte ich, wie am Nebentisch zwei jüdische junge Leute erzählten, im Café Fritsche werden Juden nicht mehr bedient. Das schien mir unglaubhaft, denn das Café befand sich im gleichen Haus wie mein Geschäft, in das ich täglich einkehrte, und ein angesehener Stammgast war. Noch am gleichen Tag fragte ich den Kellner, ob an dem Gerücht etwas wahr sei. Er bestätigte mir, daß Frau Fritsche ihn angewiesen habe, Juden nicht zu bedienen.

Jch stellte sie daraufhin zur Rede. Frau Fritsche berief sich darauf, ihre Gäste hätten von ihr verlangt, daß das Café Judenfrei werde; aber ich dürfe weiterhin ihr willkommener Gast bleiben. " Ich verzichte auf Ihre Gastfreund schaft!" erwiderte ich und habe fortan die Gaststätte nicht mehr betreten.

Einen Tag nach meiner Rückkehr aus der Tschechoslowakei erschien der Zollfahndungsinspektor Mühlmann zusammen mit einem Kollegen in meinem Büro. Ob ich die Absicht habe nach der Schweiz in Urlaub zu gehen? Diese Absicht habe ich fallen lassen, weil die beantragten Reisedevisen mir nicht rechtzeitig zugeteilt wurden. Unterhalten Sie ein Bankkonto in der Schweiz, Holland oder sonstwo im Ausland? Ich verneinte. Daraufhin zog er ein Formular einer Karlsbader Bank aus seiner Aktentasche, das meine Unterschrift trug. Ob ich noch immer bestreiten wolle, kein Konto im Ausland zu haben?:
Herr Mühlmann, das Konto in Karlsbad habe ich vor mehreren Jahren errichtet, aber das eingezahlte Geld gehörte meiner in Polen ansässigen Schwester. Dafür habe ich Beweise.
Mühlmann forderte mich auf, mit ihm zum Polizeipräsidium mitzukommen, um, wie er sagte, den Sachverhalt zu klären, Darunter verstand ich, um mich zunächst zu verhaften. Vorsorglich entnahm ich meiner Geschäftskasse 3.000 Reichsmark und steckte sie in meine Tasche. Auf dem Weg zum Polizeipräsidium durchsuchte Mühlmann meine Privatwohnung. Auf dem Schreibtisch fand er ein Photoalbum und begann zu blättern. Um ungestört bei dem Album bleiben zu können, schickte er seinen Kollegen und mich ins Schlafzimmer. In dem Album fand er das Aktphoto einer hübschen Mulattin, das ich mal auf einer Mittelmeerreise in einem Freudenhaus in Casablanca aufgenommen hatte. Das Aktphoto hat ihn scheinbar mehr interessiert als die Haussuchung, denn er hat es entwendet, während wir uns im Schlafzimmer befanden. Auch hat er das Bild eines springenden Delphins eingesteckt. Diese zwei Photos sollten ihm wahrscheinlich als Andenken an die Haussuchung dienen. Das war auch das Ergebnis seiner Haussuchung.
Jm Polizeipräsidium setzte er seine Vernehmumg fort. Ob ich bei der Errichtung des Kontos bei der Karlsbader Bank Dollars, Mark oder eine andere Währung eingezahlt habe? Weil ich mich an diese Einzelheiten nicht mehr erinnern konnte, bat ich um die Einsicht in das Konto, das vor mehr als sechs Jahren eröffnet wurde. Darauf die Antwort des Herrn Mühlmann:" Wenn Sie sich darauf berufen, daß seit der Kontogründung schon sechs Jahre verflossen sind und Sie sich an Einzelheiten nicht mehr erinnern können, dann haben Sie eben sechs Jahre lang Beschiß gemacht! " Diese unsachliche Bemerkung veranlaßte

Ich wurde in die Untersuchungshaft genommen. Den Haftrichter bat ich, den Grund meiner Aussageverweigerung zu den Akten zu nehmen. Die 3.000 Mark aus meiner Geschäftskasse zahlte ich bei der Gerichtskasse ein und beantragte Selbstverpflegung. Den Justizbeamten war es wahrscheinlich nicht verborgen geblieben, daß ich 3.000 Mark an die Gerichtskasse eingezahlt habe. Sie bemühten sich mir die Haft zu erleichtern, namentlich die älteren von ihnen standen dem Nationalsozialismus reserviert gegenüber. Verglichen mit dem NS-Karrieristen Mühlmann erwiesen sie sich als wahre Menschenfreunde. Die Selbstverpflegung, täglich von einem Hotel geliefert, ließ mich zeitweise vergessen, daß ich in einer Haftanstalt saß. Doch machte ich mich mit der Aussicht vertraut, daß die eingeleitete Untersuchung Monate dauern werde.

Das Leben im Untersuchungsgefängnis ähnelte dem einer Kaserne. Morgens mußten sich die Gefangenen in einer Reihe zum rasieren anstellen. Vormittags wurden sie auch zum Rundmarsch in den Gefängnishof geführt, um frische Luft zu atmen. In der Haftanstalt gab es auch eine Bibliothek, von der man sich Bücher in die Zelle bringen lassen konnte, um Langweile in der Zelle zu bekämpfen. Das Gefängnis beim Landgericht Leipzig war vierstöckig, sehr sauber und ruhig.

Als ich mich zum ersten Mal zum rasieren anstellte, wunderte sich mein Zellenaufseher. Er sagte mir, ich könnte mir doch von meinem bei der Gerichtskasse eingezahltem Geld einen Rasierapparat besorgen lassen und mich dann selbst rasieren. Ob ich den Apparat in meine Zelle nehmen dürfe, fragte ich. Ja, das dürfen Sie. Auch sagte er, Sie werden sich doch nicht das Leben nehmen! Ich bat ihn um die Besorgung des Apparates. Er brachte mir schon am nächsten Tag einen Rasierapparat, Pindel und seife in die Zelle und war sogar bereit für warmes Wasser zu sorgen. Alle Wünsche in bezug auf Verpflegung konnte ich mir erfüllen. Aus Angst wegen eines Kriegsausbruches habe ich mir einen grossen Vorrat an Konserven angeschaft. Auch die Zigaretten hätten lange Zeit gereicht.
Beim Pflichtspaziergang im Hof sah ich einige mir bekannte Juden, konnte sie nicht ansprechen um nach dem Grund ihres Hierseins zu fragen. Mein Zelenaufseher erklärte es mir: die drei Juden seien zu ihrem eigenem Schutz in Haft genommen worden, weil es in der vergangenen Nacht einen Pogromart-igen Aufruhr gegeben habe mit Plünderungen und Raub; Synagogen seien angezündet und jüdisch aussehende Menschen auf der Srasse verprügelt worden. Es habe Tote und Verletzte unter den Juden gegeben. Das war die später genannte"Kristalnacht" bei der viel Glas und Porzelan zerschlagen worden war. Als man mir die Tageszeitung " Leip-

Als die NS- Behörden dem Pogrom einhalt geboten hatten, fanden sich zwei Herren im Justizbüro ein und baten den Inspektor Schreier, mich zu einer Geschäftsbesprechung holen zu lassen. Von einem Justizbeamten wurde ich ins Büro des Herrn Schreier geführt, wo die beiden Herren auf mich warteten. Einen von ihnen erkannte ich als den Inhaber eines Teilzahlungsgeschäfts; der andere war sein Buchhalter. Sie fragten mich nicht mal, ob ich mein Geschäft verkaufen will, sondern legten mir einen mitgebrachten Übergabevertrag zur Unterschrift vor. Ich lehnte ab. Gegenwärtig sei ich nur an der Erlangung meiner Freiheit interessdert, aber nicht am Verkauf meines Geschäfts. Enttäuscht über die Ablehnung erklärte mein Nachbar mir: Selbst wenn sie Ihre Freiheit wieder erlangen, werden Sie Ihr Geschäft doch nicht fortführen können, weil man Sie aus dem deutschen Reichsgebiet sofort ausweisen wird. Ich ließ die Herren im Justizbüro sitzen und ließ mich von einem Beamten in meine Zelle zurückführen. Der Justizinspektor Schreier, der bei der Besprechung zugegen war hatte den Eindruck, man habe mich einschüchtern wollen um meine Unterschrift zu erhalten.

Ein halbes Jahr verging, dann wurde ich von Leipzig an das Sondergericht für Devisensachen nach Freiberg überstellt. Der Wechsel kam mir sehr gelegen, weil ich annahm, daß auch bald eine Verhandlung vor dem Freiberger Gericht folgen wird. Mein Geld bei der Gerichtskasse in Leipzig ist sofort nach Freiberg überwiesen worden. Sofort habe ich eine Selbstverpflegung beantragt. Von der Bahnhofsgaststätte in Freiberg erhielt ich täglich: Frühstück, Mittag und Abendessen, wie ein Pensionär in einem Hotel.
Einen Rechtsanwalt zu meiner Verteidigung konnte ich allerdings nicht hinzuziehen, weil jüdische Anwälte nach dem Erlaß der Rassengesetze unter Berufsverbot standen, arische Anwälte aber Juden in Strafsachen nicht vertreten durften. Also formte ich meinen Verteidigung selbst und spielte während vieler schlafloser Nächte Gericht mit mir, probte sogar eine Verhandlung vor dem Sondergericht. Auf jede mir vom Gericht oder Staatsanwalt gestellte Frage mußte ich eine Antwort bereit halten..Alle Vorgänge, Verhaftung und Anklage waren mir geläufig. Nur einmal hat mich während meiner Untersuchungshaft der Rechtsberater des polnischen Generalkonsuls, Dr. Breymann, im Gefängnis aufgesucht und überbrachte mir Grüsse und Trost des Vizekonsuls. Mein früherer Anwalt Justizrat Dr. Drucker konnte mir nicht helfen, weil auch er unter Berufsverbot stand. Erst als Reichsjustizminister Dr. Gürtner ihm eine Erlaubnis für die Wiedereröffnung seiner Kanzlei erteilte, kam er nach Freiberg. Ihm legte ich dar, wie meine Sache sich verhält. Als er den Sachverhalt erfahren hatte, fragte er beim Untersuchungsrichter, wann mit einer Verhandlung zu rechnen sei.

Er erhielt den Bescheid, eine Verhandlung liege noch in weiter Ferne. Eine angebotene hohe Kaution für eine Haftverschonung, lehnte das Gericht ab. Nach meiner Verhaftung hat die Devisenstelle einen kommissarischen Verwalter in mein Geschäft eingesetzt. Meinem Prokuristen entzog er sofort die Vollmacht, weil er ihn im Verdacht hatte, sich selbst zu bereichern. Er schied aus meiner Firma aus und trat in das besagte Teizahlunsgeschäft ein. Er war es auch, der seinem neuen Arbeitgeber verhelfen wollte. sich in den Besitz meiner Firma zu setzen.

Mühlmann ließ meine Akten nichtbearbeiten, um die Untersuchungshaft in die Länge zu ziehen. Der Freiberger hingegen unternahm alles mögliche um die Untersuchungshaft zum Abschluß zu bringen. Er forderte in Leipzig die Akten an. Als sie endlich beim Sondergericht eingegangen waren, erhob der Staatsanwalt Anklage wegen unterlassener Anmeldung eines Kontos bei einer ausländischen Bank. Als ich die Anschuldigung widerlegt habe, sandte der Untersuchungsrichter die Akten nach Leipzig zrück und stellte eine Frist von zwei Wochen, damit die Zollfahndung meine Einwände überprüfe und meinen Zeugen vernähme.

Ganz überrascht war ich eines morgens, als mir der Frühstückskaffee aus der Gefängnisküche vor die Zellentür hingestellt wurde. Ich glaubte an eine Verwechslung in der Küche und wandte mich deshalb an den Zellenaufseher, der mir berichtete, daß der Pächter der Bahnhofsgaststätte weigere sich mir weiterhin die private Verpflegung zu stellen, weil ein Jude mit der Gefängniskost sich zufrieden geben müsse. Ich weigerte mich den Kaffee aus der Gefängnisküche anzunehmen und bat meinen Zellenaufseher, mich beim Staatsanwalt zu einer Beschwerde anzumelden. Noch am selben Tag wurde ich zum Staatsanwalt vorgelassen. Als ich ihm den Grund meines Erscheinens darlegte, merkte ich, daß ihm diese Sache schon bekannt war. Er bedauerte das Verhalten des Pächters der Bahnhofsgaststätte und sagte mir, auch dem Gerichtspräsidenten sei die Haltung des Pächters zuwider. Den Staatsanwalt wies ich daraufhin, ich säße nicht ein, weil ich Jude bin, sondern unter Verdacht eines Devisenvergehens stehe. Schließlich gäbe es doch einen Vertrag zwischen Gericht und Gastronom, der diesen verpflichte, den Untersuchungsgefangenen die Verpflegung zu stellen. Wenn aber der Gastronom den Vertrag nicht einhalte, dann müsse das Gericht eine andere Gaststätte zur Versorgung der Selbstverpfleger beauftragen.

Der Staatsanwalt, dem die ganze Affäre unangenehm war, ließ mich durchblicken, daß ich nicht mehr lange in Freiberg bleiben werde. Dieser Hinweis hat mich nicht abhalten können auf mein Recht der Selbstverpflegung zu bestehen. Ich kündigte ihm an, die Gefängniskost nicht anzurühren. Der Staatsanwalt griff die Androhung des Hungerstreiks nicht auf und verriet mir, daß meine Haftentlassung bevorstehe. Ich beließ es dabei.
Noch am gl-eichen Tag eröffnete mir der Zellenaufseher, ich würde am nächsten Morgen aus der Untersuchungshaft entlassen; das habe er im Justizbüro gehört. Am nächsten Tag wurde ich ins Justizbüro gerufen. Ich sah, wie der Justizinspektor den Haftentlassungsbefehl mit mehreren Durchschlägen ausfertigte. Meine Freude war unbeschreiblich. Sie dürfen Freiberg verlassen, sagte mir der Inspektor und überreichte mir den Haftentlassungsbefehl. Er müsse mich noch darauf aufmerksam machen, daß, nachdem eine Anklage erhoben wurde, eine Verhandlung vor dem Sondergericht stattfinden werde, zu der ich erscheinen müsse. Auch müsse er mich davor warnen, mich der Verhandlung zu entziehen. Ich bedankte mich bei den Justizbeamten für die freundliche Behandlung und versprach ihnen, ich werde es als meine Pflicht ansehen, wo ich auch sein werde, die deutsche Justiz, wie ich sie erlebt habe, als vollkommen korrekt zu bezeichnen. Nachdem ich meine Habseligkeiten aus der Zelle geholt und mich bei den Gefängnisbeamten für die mir gewährten Erleichterungen bedankt hatte, holte ich mein Geld von der Gerichtskasse und ging zum Tor. Dort stand sogar der Gefängnisdirektor und verabschiedete mich als freien Mann.

Vom Freiberger Bahnhof aus rief ich soglwich mein Büro in Leipzig an. Die Kassiererin, die lange Jahre in meiner Firma arbeitete, glaubte ihren Ohren nicht zu trauen und reichte verdattert den Hörer dem zufällig anwesenden Steuerberater weiter. Er erkannte meine Stimme, gratulierte zur Haftentlassung und versprach, mich am Leipziger Bahnhof abzuholen. Inzwischen teilte er dem Justizrat Dr. Drucker die Neuigkeit mit. " Machen Sie keine Witze, "Herr Gunold erwiderte mein Verteidiger. Er wollte nicht glauben, daß ich auf freiem Fuß war. Was zwei Rechtsanwälte nicht erreicht hatten, war dem fanatischen Pächter der Freiberger Bahnhofsgaststätte ungewolt gelungen. Dieses Wunder erreignete sich am Freitag vor Pfingsten 1939. Meine kassiererin, die mit herrn Gunold am Leipziger Bahnhof erschien sagte, ein schöneres Geschenk zu Pfingsten hätte es nicht geben können.Noch zwei Tage zuvor, hätte ich nicht gewagt, an eine ssolche Wendung zu denken. Jetzt rieten mir Freunde, ich solle mich in der Öffentlichkeit sehen lassen.

Wir gingen ins Palastkaffee, wo Juden sich noch aufhalten durften. Großes Aufsehen! Viele meiner Bekannten hatten mich schon lange aufgegeben, sie glaubten nicht, mich noch jemals wiederzusehen. Mein Vetter, der meine Schwester in Polen besucht hatte, sagte ihr, Golde, ich will Dir das Herz nicht schwer machen, muß es Dir aber sagen, " den David wirst Du nicht wiedersehen."
Ich hatte die erste Nacht wieder in meinem Bett geschlafen, als mir das Polizeipräsidium schon mit der Morgenpost die Ausweisung aus dem deutschen Reichsgebiet zustellen ließ. Vermutlich steckte das Sondergericht dahinter, das mich auf die Probe stellen wollte, ob ich mich einer Verhandlung vor dem Sondergericht zu entziehen versuchen werde. Es ist aber auch möglich, daß das Freiberger Gericht dieser Verhandlung aus dem Wege gehen wollte, um den Pächter der Bahnhofsgaststätte als prominen-ten Parteigenossen nicht zu verärgern, was mit meiner Ausweisung verhindert werden konnte. Ich aber war entschlossen, den Kampf um mein Recht bis zum Ende auszufechten. Den Justizrat Dr. Drucker unterrichtete ich von dem Ausweisungsbefehl und bat ihn, das Freiberger Sondergericht in Kenntnis zu setzen. Schon am darauf-folgendem Tag zog ~~das Sondergericht~~ das Polizeipräsidium die Ausweisung ohne Begründung zurück.
Das Warten auf eine Verhandlung fing an,mich zu beunruhigen. Ich fürchtete nicht den Prozeß, aber einen Ausbruch des Krieges gegen Polen. In diesem Falle wäre ich als Angehöriger eines feindlichen Staates verloren gewesen. Endlich wurde die Verhandlung auf den 15. August 1939 festgesetzt. Zusammen mit den Anwälten Justizrat Dr. Drucker und Dr. Breymann sowie meinem Zeugen Gunold fuhr ich nach Freiberg. Am Gerichtsportal begegneten wir Inspektor Mühlmann, der als Zeuge geladen war. " Guten Morgen, Herr Inspektor!" Guten Morgen. Na,wir wollen mal sehen, was die heutige Verhandlung bringen wird."Ich bin voller Zuversicht." "Das wollen wir erst mal abwarten!"

Landgerichtsdirektor Dr, Friesecke als Vorsitzender eröffnete um ~~9~~ neun Uhr die Verhandlung. Ich saß auf der Anklagebank, meine Verteidiger an einem Tisch neben der Anklagebank, Inspektor Mühlmann und Steuerberater Gunold setzten sich in die erste Reihe des Zuhörerraums, der Nebenkläger der Devisenstelle, saß mit dem Staatsanwalt an einem Tisch.
Nachdem der Vorsitzende Richter die Anklage verlesen hatte, forderte er mich auf zu den Anschuldigungen Stellung zu nehmen. Dem Gericht trug ich vor, weswegen ich überhaupt ein Konto bei der Unionbank in Karlsbad errichtet hatte. Die mir in der Anklage zur Last gelegten Straftaten versuchte ich zu widerlegen. Dabei unterbrach mich der Vorsitzender, weil er nicht noch einmal

Wohl aber wollte er wissen, warum ich mich jetzt aller Details erinnern könne, aber bei der Vernehmung durch Herrn Mühlmann erklärt habe, ich wüßte nicht mehr alle Einzelheiten der Kontogründung in Karsbad. Das war mir das willkommende Stichwort für eine Antwort.
Herr Vorsitzender! Meine Herren Richter! Ich wundere mich nicht, daß Sie diese Frage an mich gerichtet haben. Sie werden mir sicher glauben, daß die lange Untersuchungshaft mein Gedächtnis nicht gestärkt hat. Dem Herrn Inspektor Mühlmann habe ich die gleiche Aussage gemacht, wie ich sie heute dem Gericht vortrug. Herr Mühlmann wollte aber mehr wissen, besonders welche Währung ich bei der Errichtung des Kontos eingezahlt habe. Daran konnte ich mich nach so langer Zeit nicht mehr erinnern. Deswegen bat ich Herrn Mühlmann, mir Einblick in die Karsbader Kontounterlagen zu gewähren, damit ich ihm vollen Aufschluß über die Abwicklung und Auflösung des Kontos geben könne. Schließlich seien schon sechs Jahre seit der Eröffnung des Kontos in Karlsbad vergangen. Darauf antwortete mir Herr Mühlmann, ich zitiere wörtlich: " Wenn Sie sich darauf berufen, daß Sie sich nicht mehr erinnern können, welche Währung Sie eingezahlt haben, weil schon sechs Jahre vergangen sind, dann haben Sie eben sechs Jahre lang Beschiß gemacht."" Auf diese unsachliche Bemerkung des Inspektors reagierte ich mit der Weigerung, mich von Herrn Mühlmann vernehmen zu lassen. Ich sagte ihm, ich betrachte die Vernehmung als beendet und sei zu keiner weiteren Aussage bereit. Gut, sagte darauf Herr Mühlmann, er habe Zeit, ich aber werde in der Untersuchungshaft so lange bleiben, bis ich mich zu einer Aussage bereit finden werde."

Die Richter zogen sich zu einer Beratung zurück. Sie beschlossen, daß Mühlmann nicht vernommen werde und den Gerichtssaal verlassen könne. Das war eine große Genugtuung für mich. Der Staatsanwalt bezeichnete mich dann in seinem Pladoyer als gerissenen und durchtriebenen Geschäftsmann, wie die meisten seiner Glaubensgenossen. Daß er gerissen und durchtrieben ist, hat die heutige Verhandlung bewiesen. Eine Strafbare Handlung konnte er mir aber nicht nachweisen und stellte deshalb auch keinen Strafantrag. Der Nebenkläger der Devisenstelle hingegen beantragte eine Geldstrafe von 100.000 Mark. Bevor der Vorsitzende der Verteidigung das Wort erteilte, fragte er den Staatsanwalt, ob er dem Angeklagten noch Fragen stellen wolle."Nein,danke!" war die Antwort.

Justizrat Drucker beschränkte sich auf den Hinweis, der Prozeß sei vermeidbar gewesen, wenn die Zollfahndung sich sachlich verhalten hätte; diesen Vorwurf könne er Herrn Mühlmann nicht ersparen. Er beantragte Freispruch. Der Steuerberater Gunold versicherte unter Eid, daß er die von mir dem Gericht angegebene Reisedevisen selbst verbucht habe.
Erneute Beratung der Richter, dann das Urteil: " Im Namen des Volkes!" Der Angeklagte wird freigesprochen, die Kosten trägt die Staatskasse.
" Begründung:" 1933 errichtete der Angeklagte ein Konto bei der Unionbank in Karsbad. Damals konnte er nicht ahnen, daß die Zollfahndung ihm aus dieser Affäre einen Strick drehen wollte. Zu dieser Zeit war die Devisenausfuhr noch frei. Später hätte er dieses Konto bei der Reichsbank anmelden müssen. Aber als das Anmeldegesetz erlassen wurde, war auf dem Konto kein Geld mehr vorhanden. Der Angeklagte hat sich somit wegen unterlassener Anmeldung seines Kontos nicht strafbar gemacht. Urteil und Begründung hörte sich Inspektor Mühlmann im Gerichtssaal noch an.
Als ich dann mit meinen Anwälten und Zeugen Gunold nach Leipzig zurückfuhr, lud ich sie unterwegs zum Essen in das Bahnhofsrestaurant von Chemnitz ein. Am Nachbartisch saß Mühlmann mit dem Nebenkläger der Devisenstelle. In voller Absicht sprach ich mit meinen Gefährten über die Verhandlung und hob, gut vernehmlich für die Nachbarn, hervor, es gebe in Deutschland noch unerschrockene Richter, die sich vom Recht und Gesetz nicht abbringen lassen. Für Herrn Mühlmann war der Freiberger Prozeß eine gute Lehre.
Der Freispruch in Freiberg machte mir den Weg ins Ausland frei. Bei meiner Verhaftung nahm mir Mühlmann den Reisepaß ab. Der polnische Generalkonsul stellte mir sofort einen neuen Paß aus. Ein zweijähriges Dauervisum für Frankreich gab mir der befreundete französische Vizekonsul. Mein Umzugsgut ließ ich bei der Spedition Schenker und Co. unterstellen und gab den Auftrag es mir nachzusenden, wenn ich wisse, wo ich bleiben werde.
Das nach meiner Verhaftung gesperrte Bankkonto blieb mir auch jetzt unzugänglich Um Geld von meinem Bankkonto abheben zu können, beantragte ich eine Bewilligung bei der Devisenstelle in Leipzig. Dem Beamten überreichte ich einen Antrag zur Abhebung von 300Mark. Die mir überreichte Genehmigung lautete 3000 Mark. Ich glaubte an einen Irrtum und sagte ihm das. Darauf änderte er die Summe ab. Die nicht alltägliche Freundlichkeit des Beamten veranlaßte mich, ihm meine Dankbarkeit zu erweisen. Ich bot ihm an, die aus Wien hereingebrachten Stoffe ohne Beimischung von Zellwollstofen zu Großhandelspreisen abzugeben. Er lehnte dankend mein Angebot ab, da er als Beamter keine Vergünstigung in Anspruch nehmen darf

Als ich ihm sagte, daß bei meiner bevorstehenden Auswanderung die Warenrestbestände beschlagnahmt und versteigert werden, weckte ich sein Vertrauen.und er vertraute mir an, daß sein Vater - Postinspektor X - sei immer noch ein treuer Kunde meiner Firma. Seine Eltern hatten es sehr bedauert, daß der Zollfahndungsinspektor Mühlmann mir so viel Schwierigkeiten bereitet habe. Zur Anschaffung von Gütern zur Mitnahme bei der Auswanderung könne ich,im Rahmen des Bankguthabens,eine Genehmigung zur Geldabhebung bekommen. Von dieser Möglichkeit machte ich wenig Gebrauch. Den Restbestand der Warenvorräte verkaufte ich einer judenfreundlichen arischen Firma, die den Rechnungsbetrag auf das Sperrkonto meiner Bank eingezahlt hat.
Nachdem mich nun nichts mehr hielt, Deutschland verlassen zu können, erkundigte ich mich bei der Bahnauskunft nach der besten Verbindung nach Paris. Es gab einen direkten Schnellzug, der mir empfohlen wurde. Ob dieser Zug noch in den nächsten Tagen im Fahrplan bleiben wird, beantwortete der Beamte mit einer Gegenfrage: "Warum denn nicht?" Man befürchtet den Ausbruch eines Krieges. Der Bahnbeamte hielt mich wohl für einen Messegast und fragte, ob ich denn gemerkt habe, daß das deutsche Volk einen Krieg haben wolle. "Kein Volk, das einen Krieg führt, ist je gefragt worden, ob es ihn überhaupt will, das entscheiden nur die Politiker und Militärs,"entgegnete ich ihm und verließ das Auskunftsbüro, denn ich wußte nicht, wen ich vor mir hatte.

Ins Büro zurückgekehrt, erfuhr ich, daß ein Herr Schmidt von der Kreisleitung der NSDAP mich sprechen wollte. Er sei sicher ein Judenhasser, denn er fragte sie, ob in meinem Geschäft noch Juden beschäftigt sind. So war es aber nicht, denn Herr Schmidt informierte mich, daß die unlängst vorgenommene Preisprüfung in meinem Geschäft ohne Beanstandung abgeschlossen sei: lediglich das Wirtschaftsministerium verlange noch die Preisangabe für die 36.000 meter Rohgewebe, die bei der Bleichanstalt Keim in Hirtingen lagen. Die Sekretärin legte Herrn Schmidt die Einkaufsrechnung vor,womit Schmidts dienstliches Anliegen sich erledigte.
Was gedenken Sie weiter zu tun, fragte er. Ich zeigte ihm mein Visum für Frankreich. Nach Ihrer Ausreise wird das deutsche Volk einen Hasser mehr im Ausland haben. Um zu hassen,brauche ich nicht erst auszureisen ~~auszureisen~~, ich hasse schon hier, aber nicht das deutsche Volk, sondern diejenigen, die sich an unserer unmenschlichen Behandlung schuldig gemacht haben. Schmidt erhob sich von seinem Platz und reichte mir seine Hand. Ich achte Ihren Mut, diese Meinung offen auszusprechen, obwohl Sie wissen, wo ich beschäftigt bei.

Ich solle nicht annehmen, er habe sich an unserer unmenschlichen Behandlung mitschuldig gemacht. Es sei sein Brot, daß er sich bei der Kreisleitung verdiene, er habe kein anderes. Ich möge doch bei dieser Meinung bleiben, mit der ich seiner und des deutschen Volkes gerecht werde. Er hoffe, ich könnte bald in ein freies Deutschland zurückkehren.
Im Friseursalon, in dem ich mich täglich rasieren ließ, bedauerte die Inhaberin, ich könne nicht mehr bedient werden, wahrscheinlich aus dem gleichen Grund wie im Café fritsche, dacht ich. Doch Frau Seifert erklärte schweren Herzens, in der Nacht zuvor seien die beiden Gehilfen telegraphisch zur Wehrmacht einberufen worden und sie stehe ohne Existenz da. Eine anwesende Frau im Salon erklärte dazu, ihr Sohn sei am Vortag mit einer Militär-Sondereinheit vom Hauptbahnhof abgefahren, angeblich zur Erntehilfe nach Ostpreußen. Wer konnte da noch zweifeln, daß es Krieg gegen Polen geben werde?

Auf der Flucht! Um sechs Uhr früh rief mich ein Geschäftsfreund mit amerikanischer Staatsbürgerschaft an und teilte mit, sein Konsul habe ihn um Mitternacht angerufen und aufgefordert, Deutschland unverzüglich zu verlassen. Nun war es auch Zeit für mich. Auf der Fahrt zum Bahnhof gab ich meinem Steuerberater Generalvollmacht für mein Geschäft und fragte ihn, ob es denn niemand sähe, daß das deutsche Volk in eine Katastrophe geriete? Ich hatte nur noch den einen Wunsch, möglichst schnell die Grenze des einst so geachteten Landes hinter mir zu haben.
Mit einem Geschäftsfreund fuhr ich im Schnellzug über die Westgrenze des Reichs Am Pariser Bahnhof sahen wir, daß Frankreich Mobilmachung angeordnet hat. Die Franzosen nahmen das widerwillig auf; man merkte, daß ein Krieg gegen ihren Willen begann. Radio Paris rief die Fremden auf, die Stadt zu verlassen, wenn sie nicht unbedingt hier bleiben müßten.
Mit meinem Vetter, der aus Amsterdamm angereist kam, wollte ich mir bei dem Schweizer Konsulat ein Einreisevisum holen. Als wir aber vor dem Gebäude hunderte von Menschen in Schlange stehen sahen, kehrten wir gleich um. Da wir auf normalem Weg in die Schweiz nicht kommen konnten wollten wir einen illegalen nehmen; zum Genfer See fahren und über Evian Les-Bains in das neutrale land kommen. Der Fahrplan war schon gabz durcheinander, so daß wir einen Güterzug bestiegen und bis Bellegarde, unweit vom Genfer See, kamen. Bis ein Anschlußzug nach Evian abfuhr, schlenderten wir durch das Städtchen und stiessen bei der Rückkehr auf einen Militärposten, der uns den Zutritt zum Bahnhof verwehrte

Wir müßten uns ein " Laisser-Fasser " beim Bahnhofskommissar holen. Den Polizeikommissar dort baten wir nach Vorlage unseres Passes um eine Genehmigung. Was wir in Evian wollten? Mein Cousin berief sich auf den Rundfunkaufruf, wonach Fremde Paris verlassen sollten. Und warum müssen Sie nach Evian? Ich leide an Rheuma und wolle dort eine Kur antreten. Und Sie, an meinen Cousin gewandt, was wollen Sie in Evian. Wir haben Deutschland gemeinsam verlassen, möchten daher zusammenbleiben. Der Polizeikommissar fragte ihn nervös, warum er denn nicht nach Polen gehe, um sein Vaterland zu verteidigen, das so schwer Blute? Die polnische Botschaft in Paris hat ihre Bürger noch nicht dazu aufgerufen, rechtfertigte sich mein Cousin. Jetzt verließ den Franzosen die Beherschung, und er ohrfeigte meinen Cousin. Offenbar war er wütend darüber, daß seine Landsleute einen Krieg führen müßten, der sie nichts angehe, "Mourir pour Danzig." Er beschuldigte uns richtige Nazis zu sein. ließ keinen Einwand gelten und beauftragte einen Kollegen eine Leibesvisitation vorzunehmen. Wir bekamen alles abgenommen und wurden in einen dunklen Keller des Bahnhofs gesperrt. Währenddessen durchsuchte man unser gesamtes Gepäck und fand dabei das Photo, welches ich auf dem Plateau des Großglockners geknipst hatte. Die darauf deutlich zu sehenden Hakenkreuzfahnen ließen den Kommissar argwöhnen, wir seien deutsche Spione mit falschen Pässen. Meine Erklärung, wie ich zu diesem Photo gekommen bin, wollte der Kommissar nicht gelten lassen, und verständigte die französische Spionageabwehr; "deuxième Bureau," die sich mit dem polnischen Generalkonsul in Lyon in Verbindung setzte. Da er die Vorlage der Pässe verlangte, mußten wir von Bellegarde dorthin gebracht werden, weil uns die Polizei, ohne richterlichen Haftbefehl, nicht länger als vierundzwanzig Stunden festhalten konnte. Unter der Bewachung von zwei Kriminalbeamten fuhren wir in einem separaten Abteil des Schnellzuges nach Lyon. In der Bahn fragte ich sie, wo mein Photoapparat geblieben sei, den man mir in Bellegarde abgenommen hatte. Er befinde sich mit allen anderen Sachen im Schrankkoffer. Diese Frage war berechtigt, da ich das Gerät nicht im Koffer aufbewahrt, sondern bei mir getragen hatte.

In Lyon wurden wir als Touristen im Hotel untergebracht. Die Beamten verließen uns und nahmen unsere Pässe mit, erschienen aber nicht wie vereinbart wieder. Deshalb gingen wir selbst zum polnischen Konsulat. Dort erklärte uns ein Beamter, mein Photo mit den Hakenkreuzfahnen habe den Verdacht erweckt, wir seien Deutsche der fünften Kolonne, die nach Kriegaus-Bruch in die Schweiz entkommen wollten.

Inzwischen hätten ihm die beiden Kriminalbeamten schon unsere Pässe vorgelegt, die der Konsul aber als einwandfrei bezeichnet habe. Er habe auch darauf hingewiesen, daß wir angesehene polnische Bürger seien, dafür sprächen unsere Pässe mit dreijähriger Laufzeit, ebenso das Dauervisum des französischen Konsulats in Leipzig. Beide Beamten hätten sich daraufhin für ihren Fehlgriff entschuldigt und seien schon nach Bellegarde zurückgefahren. Nun waren wir wieder frei. Ich wollte, wie geplant, wieder über Evian in die Schweiz kommen; doch mein Cousin war zu ängstlich und mochte kein Risiko mehr eingehen. Wir entschlossen uns also, für ein paar Wochen nach Vichy zu fahren. Als wir dort Zimmer mieteten packte ich meinen Schrankkoffer aus und fand alles, nur nicht meinen Photoapparat. Ich meldete dem Konsul den Verlust und bat ihn, mir zur Erlangung des verschwundenen Geräts behilflich zu sein. Er riet mir, in Vichy einen Anwalt zu nehmen. Ich tat es. Der Anwalt verlangte Nachforschungen im Bahnhofskommissariat Bellegarde.

In einer Woche kam der Apparat beim Lyoner Konsulat an mit der Entschuldigung, man habe in Bellegarde erst prüfen müssen, ob der Photoapparat verbotene Aufnahmen vom Festungsgebiet bei Bellegarde enthalte.
In Vichy ging die Saison zu Ende, herbstliche Langweile stellte sich in der Kurstadt ein. Viele unserer Bekannten reisten ab. Mein Cousin wollte nach Nizza, denn wir hatten gehört, dort stünden viele Wohnungen leer. Also Koffer gepackt und ab nach Nizze. Dort mieteten wir eine prachtvoll möblierte Zweizimmerwohnung für ein Vierteljahr, denn mein Cousin wollte eine in Amsterdamm bei einem Onkel wohnende Cousine, eine Vollwaise, nachkommen lassen. Sie kam wegen Aufenthaltsschwierigkeiten in Holland schon ein paar Tage später zu uns. Mein Cousin sah sich gleich nach einer anderen Wohnung um, denn er wollte seine Cousine heiraten. Er fand am Stadtrand von Nizza eine kleine möblierte Villa und bezog sie. Ich bezog an der Promenade des Anglais, im besten Stadtviertel, eine komfortable Einzimmerwohnung. In dem Appartement gegenüber wohnte ein mir aus Leipzig bekanntes Ehepaar, er Jude, sie Christin. Sie waren schon einige Jahre zuvor aus Deutschland ausgewandert.

Nizza, vor dem Krieg hauptsächlich Domizil von Engländern und Amerikanern, wuchs während des Krieges zur Weltstadt heran. Viele Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei fanden von hier aus den Weg nach Übersee. Groß war auch der Zustrom von Juden aus Paris und Nordfrankreich. Sie glaubten, im unbesetzten Gebiet vor deutschen Verfolgungen sicher zu sein. Ich verzichtete ebenfalls auf eine Emigration nach den USA, weil ich am euro-

Ein Hintergedanke war freilich auch der Wunsch, meine deutsche Freundin in Nizza nicht verlassen zu müssen.
Kein Flüchtling erhielt die Erlaubnis einer Beschäftigung nachzugehen, der Lebensunterhalt mußte von den mitgebrachten Mitteln bestritten werden. Eine Aufenthaltsgenehmigung konnte erst erlangt werden, wenn der Flüchtling einen festgelegten Betrag in französischen Francs vorweisen konnte. Wer nicht genügend Barmittel hatte, bekamen sie von Freunden geliehen.

Um die Mitte des Jahres 1942 gab die Regierung Laval dem deutschen Druck nach, die aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei nach 1936 eingewanderte Juden den Deutschen auszuliefern. Die nicht gerade Judenfreundlich eingestellte Lavalregierung fürchtete, die Franzosen würden sich dieser Maßnahmen widersetzen, entwarf einen Plan, der sowohl das französische Volk als auch die betroffenen Flüchtlinge täuschen sollte. Es wurde das Gerücht verbreitet, die jüdischen Flüchtlinge sollen beschäftigt werden. Aus diesem Grund sollen sie auf ihren Gesundheitszustand untersucht werden. Von den dazu bestimmten Ärzten wurden sie zur Untersuchung vorgeladen worden. Die Kosten der Untersuchung mußten sie selbst tragen. Nach der erfolgten Untersuchung wurde den Betroffenen Zwangsaufenthalt in Dutzenden kleiner Orte zugewiesen, vorsorglich um die Massierung der Flüchtlinge in den grossen Städten zu unterbinden. In Wirklichkeit sollte die Maßnahme dazu dienen, der Polizei schnellen Zugriff zu erleichtern, wenn die Deutschen den Deportationsbefehl erteilen.
Vielen Flüchtlingen gelang es mit gefälschten Ausweisen und Unterstützung französischer Freunde nach Spanien zu entkommen. Frankreich hat die von den Deutschen geforderten Maßnahmen gegen die Juden gerne erfüllt, sonst hätte die Polizei sicht nicht so grosse Mühe gegeben, die in Bedrängnis geratene Juden einzufangen und den Deutschen auszuliefern.

Die französische Regierung kannte die Pläne der Besatzungsmacht, die nach Frankreich geflohenen Juden an Deutschland auszuliefern, unternahm nichts, um Deutschland davon abzubringen. Ganz im Gegenteil, die französische Polizei hat den Deutschen eine wahre Hilfe zur Vernichtung ihrer Juden geleistet. Der Zwangsauf-enthalt der Juden in den kleinen Orten ermöglichte es der Polizei sie schnell festzunehmen und nach Deutschland zu deportieren, die dort statt zur Arbeit herangezogen zu werden, restlos vernichtet wurden.

Meine Einreise nach Frankreich war im August 1939 erfolgt, wurde desahalb zur Deportation nach Deutschland eingetragen worden. Ich suchte zunächst herauszufinden, wann die zur Deportation bestimmten Juden den Deutschen übergeben werden sollten. Die Verwalterin meiner möblierten Wohnung bot mir dazu ihre Hilfe an. In Wirklichkeit war sie darauf aus, daß ich in die Hände der französischen Polizei falle damit sie sich nach meiner Verfahaftung meine Vermögenswerte aneignen könnte. Also spiegelte sie mir vor, gute Beziehungen zum Generalsekräter der Polizei und teilte mir mit, die Deportationsgerüchte seien unwahr, von Schwarzhändlern ausgestreut, die dann die Wertsachen der Juden billig erwerben könnten. Da ich von den wahren Absichten der Verwalterin erfuhr, ließ ich mich nicht in falsche Sicherheit wiegen und fragte bei der Kriminalpolizei einen mir bekannten Beamten nach dem Tag der Festnahme. Er dürfe mir das nicht verraten, gab mir aber den Hinweis: "Heute noch nicht!" Daraus Schloß ich, daß es am folgendem Tag passieren werde.

Meinen Freunden und Bekannten sagte ich sofort Bescheid und überlegte mit meinen ebenfalls der Verhaftung bedrohten Hausnachbarn, was wir tun können, um uns einer Festnahme zu entziehen. Zunächst verschlossen und verriegelten wir die Türen und ließen die Rolläden herunter, um den Eindruck zu erwecken, als sei niemand im Haus. Meine Wohnungstür verriegelte ich so sorgfältig, daß sie nicht gewaltsam zu öffnen war, und ging zu Bett. Um sechs Uhr in der Frühe schellte es. Durch das Schlüsselloch sah ich drei Dickbäuchige Polizisten der Garde Mobile. Sie schellten und warteten ein paar Minuten, daß jemand öffne. Als sich niemand meldete, versuchten sie dann vergeblich die Tür einzudrücken. Als sich weiterhin nichts rührte, probierten es die Beamten mit einer List. Sie ließen den Pförtner mich telephonisch anrufen. Weil ich aber den Hörer nicht abnahm, holten sie den Schlosser im Haus, der ihnen die Tür öffnen sollte. Der konnte mit den Nachschlüsseln nichts ausrichten, weil ich ein Sicherheitsschloß an der Tür hatte. Der Polizei blieb keine andere Wahl als eine Belagerung. Nachher herschte auf der ganzen Etage Totenstille.

Bei einem meiner Nachbarn hatten die Chergen mehr Erfolg. Auch bei ihnen schellte die Polizei um sechs Uhr in der Frühe. Sie öffneten die Tür und sahen die Polizisten, die zu ihrer Festnahme erschienen waren. Während Mutter und Tochter sich ein paar Sachen zum Mitnehmen einpackten, schnitt sich der Ehemann die Pulsadern auf. Er wurde sofort ins Krankenhaus gebracht, das er später nach seiner Genesung unbehelligt verlassen konnte, weil inzwischen die Italiener Nizza besetzt haben. Frau und Tochter aber wurden

Wir aber, die Auschwitz überlebt haben, wissen nur zu gut, daß Frauen dort in den Gaskammern endeten. Das gleiche Schicksal erlebte Theodor Wolf, ehemaliger Chefradakteuer des Berliner Tageblattes, der in unserem Haus wohnte und der Polizei in die Hände fiel.
Ich dachte mir schon, ich werde in der Wohnung so lange bleiben müssen, bis die Belagerer Mittag machen. In der Mittagsstunde hörte ich meine Nachbarin im Hausflur deutsch sprechen und schloß daraus, daß die Belagerung aufgegeben wurde. Ich steckte ein paar Wertsachen ein und öffnete die Tür. Im Flur sah ich keinen Menschen mehr. Gleich läutete ich bei meiner Nachbarin, die mir sofort Einlaß gewährte. Auch bei ihr schellte die Polizei um sechs Uhr früh, sie hatte sie abwimmeln können, indem sie behauptete, ihr jüdischer Ehemann sei nach Spanien geflohen. In Wirklichkeit hielt er sich in einer leeren Boxgarage versteckt.
Meines Bleibens war in der Wohnung nicht mehr, weil die Polizei jeden Augenblick zurückkommen konnte. Ich mußte zu der Verwalterin, um ihr zu sagen, daß ich in meine Wohnung nicht mehr zurückkehre. Mit dem Fahrstuhl fuhr ich in die Garage herunter und sah durch ein kleines Fenster, daß die Polizei Passanten kontrollierten. An den Strassenecken standen Lastwagen bereit, um Festgenommene gleich wegzubringen. Zunächst war es also unmöglich von der Promenade des Anglais wegzukommen. Warten!
Die Polizei verschwand schließlich vor meinem Haus. Ich verließ die Garage. Auf dem Bürgersteig kam aber ein Polizist daher. Ein Sprung ins nächste Haus. Er ging vorbei ohne was zu merken. Die Fahnder hatten sich inzwischen in die Nebenstrassen der Promenade verzogen. Ich faßte Mut und überquerte die Promenade zum Strand. An der Quaimauer entlang drang ich bis zur Vorstadt Californie vor, wo die Verwalterin wohnte, und ein altes Schloß, das einem Engländer gehörte, auch verwaltete. Als Sie mich im Schloßpark erblickte, rief sie mir zu:" Mein Mann ist auf dem Weg zu Ihnen, er wollte sehen, ob Sie entkommen konnten." Sie war sichtlich enttäuscht, daß ich auf ihre Pläne Pläne nicht hereingefallen war. Aus schlechtem Gewissen bot sie mir an, mich in eine leerstehende Wohnung im Seitenbau des Schloßes zu bringen, wo ich mich gefahrlos aufhalten könne. Auf dem Fußboden der ganz leeren Wohnung habe ich die Nacht verbracht. Den Ehemann der Verwalterin habe ich nicht zu sehen bekommen, obwohl ich auch ihn gut kannte. Wahrscheinlich war er verärgert, daß es mir gelang aus der Wohnung zu entkommen. Trotzdem wollte das Ehepaar die Absic-ht nicht aufgeben, mich doch noch in die Hände der Polizei fallen zu lassen. Vor einer direkten Denunciation schrekten sie noch zurück, weil sie der Rache der Maquis fürchteten. Sie versichrten mir, ich könnte ruhig

Sie kam mit einem zweiten Vorschlag: Sie kenne im nahen Dorf Bois de Bologne einen Gärtner, der eine Hilfskraft suche. Sie gehe am Nachmittag dorthin und ich könne sie begleiten. Auf dem Weg dorthin setzte ich mich keiner Gefahr aus, weil es ausserhalb der Stadt keine Polizeikontrollen gebe. Ich nahm ihr Angebot an, sie in die Gärtnerei zu begleiten. Unterwegs gab es noch einen gefährlichen Moment. An der Bahnunterführung kontrolierten bewaffnete Polizisten verdächtige Passanten. Das war wieder eine Falle der Verwalterin, denn sie ging ja täglich in die Gärtnerei und mußte es ja wissen, daß wir an der bewachten Bahnunterführung vorbei müßten. Ich konnte nicht zurücklaufen, ohne mich verdächtig zu machen und schloß mich einer Gruppe älterer Frauen an, die den gleichen Weg hatten. Mit einem Gemüsekörbchen in der Hand weckte ich keinen Argwohn und konnte ohne Kontrolle die Unterführung passieren. Unbehelligt kam ich mit der Verwalterin zur Gärtnerei. Nachdem der Besitzer meine Geschichte vernommen hatte, behielt er mich gleich da.

Die erste Nacht schlief ich auf einer Bettmatratze in einem Holzverschlag, wo sich ein ganzer Berg Kartoffel befand. Durch einen Knall wachte ich auf. Ich glaubte an Überfall, doch nichts geschah. Nun nahm ich an, meine Nerven hätten mir einen Streich gespielt. Da roch ich einen säuerlichen Geruch und entdeckte im Holzverschlag einige Flaschen Tomatensaft, der schon gärte. Aus einer dieser Flaschen schoß der Kork heraus und hatte den Knall verursacht. Beruhigt schlief ich wieder ein.

Am nächsten Morgen lernte ich Kressepflicken. Eine schwierige Arbeit, denn man mußte auf einem Brett kniend die Kresse samt Wurzeln aus einem Schlammbecken reissen ; anschließend wurden die Wurzeln von der Kresse getrennt und wieder in das Becken eingepflanzt, wo sie nach etwa 14 Tagen wieder ausschlugen. Ich fand mich rasch in das Mühsame Handwerk. Der jüngste Sohn des Gärtners verriet mir, sein Vater habe gesagt, ich sei im Kressepflicken ein As. Sicher konnte ich mich freilich auch jetzt nicht fühlen. Zwar brachte der Gärtner mit seiner Frau zweimal in der Woche die Kresse auf den Markt nach Nizza, doch kamen viele Leute zum Gemüsekauf direkt hieher. Bei dem unvermeidbaren Gespräch mit den Kunden gab ichmich als Schweizer aus.

Waren die Gärtnersleute auf dem Markt, habe ich auch gekocht. Ich setzte ihnen mal ein fleischloses Essen vor, das in Frankreich nicht bekannt war. Blumenkohl aus dem Garten halbggr gekocht, in Scheiben geschnitten, mit Eigelb bestrichen und Semmelbrösel bestreut in den Herd gestellt; Nußkartoffeln halbgar gekocht, abgepellt, in Öl getaucht und in den Backofen geschoben. Dazu grüner Salat mit Feinschmeckersauce. Meine Arbeitgeber waren so begeistert, ~~waren so begeistert~~ daß ich das gleiche Essen zubereiten mußte, als sie Besuch von Verwandten

Seit der grossen Polizeifahndung riß die Verbindung zu meinen Cousins ab. Ich rief eine Bekannte an, die mir erzählte, daß es meinen Verwandten ähnlich gegangen war wie mir. Auch bei ihnen hat die Polizei um sechs Uhr früh geschell und sie hatten sich auf dem Dachboden der Villa bis zum Abend versteckt. Dann hatten sie Matratzen zu einer Kiesgrube hinter der Villa gebracht und dort geschlafen. Acht Tage verbrachten sie da; Eine Italienische Putzfrau brachte ihnen heimlich ~~ihnen~~ das allernotwendigste zum Leben, dann verschaffte sie ihnen Unterkunft bei ihren Verwandten, die sie ohne polizeiliche Anmeldung aufnahmen.

Nachdem Frankreich mehrere tausend jüdische Flüchtlinge an Deutschland ausgeliefert hatte, ging eine Welle des Protests durch die freie Welt. General de Gaulle rief über Radio London seine Landsleute auf, den verfolgten Juden beizustehen. Daraufhin zeigte sich die französische Polizei viel humaner und ließ festgenommene unter einem Vorwand wieder laufen. Als einmal ein Polizist mich zur Wache, mitnahm, weil mein Personalausweis abgelaufen war, gab mir der Kommissar einen Wink: "verschwinden Sie!" Im Sommer 1943 besetzten Italienische Truppen im Einvernehmen der deutschen Wehrmacht die Stadt Nizza. Ihr Kommandeuer wies die französische Polizei an, alle Juden freizulassen, die zur Deportation festgehalten waren.



Nun konnte ich ohne Furcht wieder nach Nizza gehen und mich mit meinen Cousins und Freunden treffen, die sich der Deportation entziehen konnten. Ein freies Leben kehrte für die verfolgten Juden in Nizza wieder ein.

An einem Sonntagabend verpaßte ich die letzte Tram und mußte zu Fuß in die Gärtnerei zurück. Eine Polizeikontrolle hielt mich an und forderte mich ganz höflich auf, meinen abgelaufenen Personalausweis verlängern zu lassen..Die wiedergewonnene Freiheit verlockte mich, wieder in die Stadt zu ziehen. Ich verließ die Gärtnerei und mietete ein möbliertes Zimmer. Eine polizeiliche Anmeldung konnte ich umgehen, indem ich dem Hausherrn eine höhere Miete zahlte. Essen konnte ich in einem nahe gelegenem Restaurant. Als ich mal hörte, daß in meiner Nähe ein neues Restaurant eröffnet wurde, ging ich zur Abwechslung einmal dorthin. Der Inhaber kochte, die Ehefrau bediente die Gäste. Das Essen war vorzüglich, und Hauptsache: man brauchte keine Fleisch und Brotmarken abgeben.

Als ich gerade zahlen und fortgehen wollte, kamen zwei deutsche Unteroffiziere herein. Bei ihrer Bestellung traten sprachliche Schwierigkeiten auf. Die Wirtin vermutete, ich könnte ihr Übersetzungshilfe leisten. Ich dolmetschte.

Bei der Wahl der Getränke war ich ihnen ebenso behilflich. Sie luden mich zu einem Glas Wein an ihren Tisch ein. "Ich halte es im beiderseitigem Interesse für besser, wenn wir uns an getrennten Tischen unterhalten, meine Herren!" " Warum?" " Ich habe eine nichtarische Großmutter." Aha, dachten die Unteroffiziere, ein Jude!' " Wir sind Wehrmachtangehörige und haben mit dem Nationalsozialismus absolut nichts zu tun. Kommen Sie und trinken ein Glas Wein mit uns! Ich war neugierig und setzte mich zu ihnen. Christ aus Düsseldorf hieß der eine, Kramer stammte aus Berlin. Beide gehörten zum Oberkommando der Wehrmacht in Toulon. Wir unterhielten uns ungezwungen und vermieden das Thema Krieg. Eine zweite Flasche zu trinken riet ich ab, denn es mache keinen guten Eindruck, wenn Soldaten mit einem Schwips herumlaufen. Kramer und Christ folgten meinem Rat. Aber sie wollten noch unbedingt eine Stadtrundfahrt machen, denn dazu waren sie eigentlich nach Nizza gekommen. Sie luden mich ein, sie zu begleiten. Am Bahnhof nahmen wir eine Pferdedroschke; ich ließ das V-erdeck hochziehen, weil ich nicht gern mit uniformierten gesehen werden wollte, weder von den ziemlich deutschfeindlichen Franzosen noch von meinen jüdischen Leidensgefährten.
Wir landeten schließlich in einer vornehmen Bar an der Place Massena. Gegen meinen Willen bestellten die Unteroffiziere eine Flasche Champagner. Die französischen Gäste beäugten uns auffällig, und der Kellner drückte sich in unserer Nähe herum, um zu lauschen.
Beim ersten Glas habe ich auf einen baldigen Frieden und einer Völkerverständigung angestossen. Kramer erzählte, er sei erst vor Tagen vom Urlaub aus Berlin zurückgekommen. " Wie geht es den Juden dort im Krieg? "fragte ich.- "Juden?" die gibt es nicht mehr in Deutschland. "Wo sind sieedenn hingekommen?" " Fragen Sie mich nicht." Ich will Ihnen das Herz nicht schwermachen."
Nach dem zweiten Glas wurde Kramer die Zunge locker. Die Juden sind nach dem Osten abgeschoben worden. Als ich noch in Rußland war, sah ich einmal, wie Juden ihre Gräber am Rand eines Waldes ausschaufeln mußten. Hinterher wurden sie erschossen und in die Gräber hineingeworfen.
Die beiden Unteroffiziere hoben ihre Gläser und prosteten darauf, daß der Führer bald krepiere. Ich begann zu schwitzen vor Angst, weil ich fürchtete, die Soldaten könnten mich beschuldigen, sie zu der Beschimpfung des Führers verleitet zu haben. Ich bat die beiden Deutschen, das Thema abzubrechen und ließ den Kellner die Rechnung bringen, damit wir so schnell wie möglich auseinandergehen könnten. Beim Abschied bedauerten die Unteroffiziere, daß Deutsche für solche Verbrechen sich hergeben.

Kurz zuvor hatten die Italiener Südfrankreich und somit auch Nizza besetzt. Um die Zeit liefen schon Gerüchte um, die Italiener strebten einen Sonderfrieden an und einzelne Truppenteile würden sich weigern, an der Seite der Deutschen zu kämpfen. Es dauerte nicht lange, und die italienische Besatzung in Südfrankreich wurde durch deutsche Truppen abgelöst. Mit der Wehrmacht zog auch die Gestapo in Nizza ein. Sie beschlagnahmte ausgerechnet das Hotel "Excelsior"das hinter dem Haus lag, in dem ich mein möbliertes Zimmer bewohnte Die Gestapo griff sich einige Juden und beschäftigte sie angeblich für Verwaltungsdienste, mit dem Versprechen, sie würden nicht deportiert; in Wirklichkeit sollten sie Spitzeldienste leisten. Doch das erfuhr ich erst später.

Eines Tages sah ich durch das Zimmerfenster einen mir flüchtig bekannten Juden an meinem Haus vorbeigehen. Ich dachte mir, wenn ein Jude vor dem Sitz der Gestapo spazieren gehen kann, dann wird es auch mir möglich sein, mir in der gegenüberliegenden Bäckerei ein Brot zu holen: dieser Mann , wenn er mich sähe, würde mich nicht verraten, denn so etwas galt unter Juden als großes Verbrechen. Also ging ich Brot kaufen. Der Mann hat mich dabei beobachtet und sich das Haus gemerkt, in das ich zurückkehrte.
Tags darauf erschien er mit einem Gestapobeamten in meiner Wohnung, hielt sich aber selbst im Hintergrund. Der Gestapomann, der in mein Zimmer eintrat, verlangte in französischer Sprache meine Carte D'Identité zu sehen. Ich antwortete auf deutsch:" Sie wollen meinen Personalausweis doch nur sehen, um festzustellen, ob ich ein Jude bin. Deswegen brauche ich nicht meinen Ausweis vorzuzeigen. "Ich bin nämlich Jude." Überrascht rief er dem im Vorraum Wartendem zu:" Francois, was sagst Du dazu? Er sagte von selbst, daß er Jude ist. So etwas von Ehrlichkeit habe ich noch nicht erlebt." Francois verdrückte sich unauffällig aus der Wohnung, denn er hatte gemerkt, daß ich ihn als Juden erkannt hatte. Ich wußte nun, daß er Denunziant und Mitarbeiter der Gestapo war. Meine Festnahme hätte ich nicht tragisch genommen, wenn der Berliner Unteroffizier mir nicht Wochen zuvor von seiner Beobachtung in Rußland mit den am Waldrand erschossenen Juden geschildert hätte. Anderseits fand ich mich mit der Verhaftung ab, denn mir war jetzt ein Ende mit Schrecken lieber als ein Schrecken ohne Ende.
Es war klar, daß ich jetzt keine Erholungsreise antreten werde. Auf alles gefaßt, dachte ich, mehr als umbringen können mich die Nazis auch nicht.

Dem Gestapomann, ziemlich freundlich zu mir, sagte ich:" nicht zum ersten Mal sehe ich mich einer Lebensbedrohung ausgesetzt. Ich habe das im ersten Weltkrieg erlebt und hoffe, daß ich das auch im Zweiten überstehe.
Er riet mir, feste Schuhe und eine warme Decke mitzunehmen und brachte mich dann ins "Excelsior". Dort sprach mich Francois an. Er riet mir, mich im Lager Drancy an einen Herrn Tschopik zu wenden, der in der Verwaltung arbeite und Leipziger sei. Er könne mir vielleicht helfen in Drancy zu bleiben.
Am nächsten Tag wurde ich mit einer Gruppe von Gefangenen unter Bewachung einer SD-Mannschaft mit dem Schnellzug nach Paris gebracht. In dem Lager Drancy, suchte ich fofort Herrn Tschopik, Sohn eines bekannten Leipziger Rechtsanwaltes, auf und bat ihn mit dem Hinweis auf den Gestapomitarbeiter Francois um Hilfe. Er kenne keine Gestapo in Nizza, meinte er, und bedauerte, nichts für mich tun zu können.
Das Lager Drancy wurde von der französischen Polizei verwaltet und bewacht. In hygenischer Hinsicht war es ein schmutziger Stall, doch die Verpflegung war gut und reichlich. Täglich kamen neue Transporte gefangener Juden hinzu. Als tausend Mann beisammen waren, wurden wir in zwanzig Viehwaggons verladen, fünfzig Gefangene in einen Waggon.
Ich schloß mich einer Gruppe junger Männer an, die einen Ausbruch während der Fahrt plante. Es waren zehn oder zwölf Gefangene, die alle in den gleichen Waggon stiegen und Ausbruchwerkzeuge in ihren Taschen mitnahmen. Als es dunkel wurde, fing der Organisator an, die Gitter am Waggon aufzubrechen. Unbeteiligte Mitfahrer begannen vor Angst zu schreien, man werde sie umbringen, wenn der Ausbruch entdeckt sei. Um diese Leute nicht zu gefährden, haben wir unseren Fluchtversuch abgebrochen.
Als wir die deutsche Grenze überquert hatten hielt der Zug an einem Bahnhof. Ein SS-Mann riß die Waggontür auf und verlangte wir sollen ihm unsere Zigaretten hergeben, sonst drohte er unsere Erschießung an. Wir taten ihm seinen Willen. Der Zug setzte seine Fahrt in Richtung Osten fort. Wir wußten das, denn uns waren die Bahnstationen von früheren Reisen her bekannt.

Nach vierundzwanzig Stunden fuhr der Güterzug auf der Rampe von Auschwitz ein. Rufe der SS:" Alles aussteigen!" Beim verlassen des Waggons vergaß ich meinen Koffer und kehrte um, ihn zu holen. Ein SS-Mann fragte, wo ich hinwill, den Koffer aus dem Waggon holen. Er versetzte mir einen derart starken Fußtritt, daß ich eine große Beule bekam. Das war die Visitenkarte von Auschwitz, die der SS-Mann mir überreichte.

Sofort wurden Männer und Frauen getrennt. Männer, die alt und nicht mehr arbeitsfähig aussahen, wurden auf Lastwagen in das Vernichtungslager gebracht; Frauen und Kinder gingen den gleichen Weg. Die auf der Rampe gebliebenen Männer mußten zur Musterung an einem Arzt vorbeigehen, Hut oder Mütze abnehmen und ihr Alter angeben. Arbeitsfähige wurden nach links gewiesen, untaugliche nach rechts. Letztere folgten auf Lastwagen den schon vorher Abtransportierten ins Vernichtungslager. An solchen Tagen hatten die Gaskammern Hochbetrieb.
Die als gesund und arbeitsfähig befundene Männer kamen in ein Arbeitslager. Manch einer ist dort durch schwere Arbeit und Mißhandlungen so geschwächt worden, daß er bei der nächsten Selektion vom gleichen Arzt, der ihn bei der Ankunft als tauglich befunden hatte, nach einigen Wochen in die Gaskammer geschickt wurde. Nur die Häftlinge, die die ersten Wochen überstanden, hatten Aussicht ihr Leben verlängern zu können.
Wir Arbeitsfähigen kamen zunächst in ein Durchgangslager und wurden dort auf Arbeitslager aufgeteilt. Auf dem Wege dorthin wandten sich unsere SS-Bewacher an uns; wir würden im Lager alles abgeben müssen an Habseligkeiten und sollten es gleich ihnen überlassen. Geld und Wertsachen waren uns schon in Drancy unter der Drohung des Erschiessens abgenommen worden, nur die Uhren hatten wir noch bei uns. Wir schenkten sie jetzt unseren SS-Bewachungsmännern. Man kann sich vorstellen, daß sich die SS-Leute allmählich eine Uhrensammlung zulegten.
Todmüde vom langen Marsch kamen wir abends im Durchgangslager an, wo wir übernachten mußten. Wir wurden in eine Baracke geführt, in der sich Pritschenbetten, drei übereinander, für die Übernachtung befanden. Ich legte mich hin und schlief gleich ein. Um Mitternacht gingen die Lichter in der Schlafbaracke an. Mehrere Männer drangen in die Baracke ein, brüllten ganz entsätzlich,"alles aufstehen," in Reihen zu zweit antreten!" Mit Stöcken und Peitschen schlugen sie auf uns ein. Als alle Häftlinge angetreten waren, kam das Kommando!" Alles in die Betten!" Mit Schlägen wurden wir erneut zur Eile angetrieben. Das Licht erlosch, die SS verschwandt. Kaum waren wir wieder eingeschlafen, ging das Spiel von vorne los, und dann ein drittes Mal. Ich glaubte in dieser Nacht in der Hölle zu sein, an die ich selbst in den Kinderjahren nicht geglaubt hatte. Aber in dieser Nacht war sie wahr geworden.

Am nächsten Morgen mußten wir uns vollständig entkleiden und alles, was wir am Leibe trugen abliefern. Dann wurde uns eine Gefangenennummer eintetoviert. Ich bekam die Nummer - 159 546.- Einer,für die SS tätiger Häftling führte seinen Zeigefinger, von einem Gummihandschuh geschützt, in den After der Häftlinge ein, und tastete den Mastdarm nach verstecktem Gold und Juwelen ab.
Nackt traten wir dann einzeln in die eisige Kälte hinaus und mußten warten bis zwanzig Mann zusammen waren. In einer anderen Baracke bekamen wir die KZ-Kleidung. Erst als alle Häftlinge die Prozedur hinter sich hatten, wurden wir auf Lastwagen in das Konzentrationslager Fürstengrube gebracht. Es war eine Kohlengrube, bis zum ErstenWeltkrieg dem Fürsten Pleß gehörend, aber wegen Unrentabilität stillgelegt. Als KZ war sie gerade im Aufbau. Am Einfahrtstor verkündete ein riesiges Schild "Arbeit macht frei."Ausgemörgelte Häftlinge sah ich in der Mülgrube Nahrungsabfälle suchen. Da wußte ich, was uns erwartete.
Im Lager Drancy hatte ich meinen Freund Leo getroffen, der in Nizza mit Frau, Tochter und Sohn von der Gestapo festgenommen worden war. Zufällig stieß ich in der Fürstengrube wieder auf ihn und seinen sechzehjährigen Sohn Gilbert Wir wurden jetzt in einen Block eingewiesen. Der Blockälteste, dem alle Häftlinge in seinem Block unterstanden, fragte mich nach unserer Herkunft. "Kommen alle aus Frankreich"-"Und wo warst Du vorher?"-" In Leipzig"Er gab sich nun als Landsmann zu erkennen, hatte vor der Emigration nach Prag im Tuchgroßhandel seines Schwagers gearbeiet, in dem gleichen Geschäftshaus, in dem ich nach dem Ersten Weltkrieg meine Firma gegründet hatte. Wir konnten uns noch gut erinnern, daß wir uns in Leipzig schon kannten. Das waren Erinnerungen, an eine vergangene goldene Zeit!
Grimm fragte mich jetzt, ob in den unbesetzten Ländern bekannt sei, daß in Auschwitz bisher schon drei Millionen Juden umgebracht worden waren. Ich wollte das nicht glauben. Es schien mir unmöglich, daß eine Regierung, die einen begangenen Mord mit dem Tode bestraft, den eigenen Bürgern aber befehle, Massenmorde an wehrlosen Menschen zu begehen. Das habe ich Grimm gesagt. Er erwiderte:" Du befindest Dich in einem Lager, in dem täglich Massentötung eingefangener Menschen vor sich geht, Du das nicht glaubst, wer soll das in der noch freien Welt glauben?" Die meisten freien Völker wußten von der Vernichtung der Juden in Europa, sie schwiegen aus Angst, unter die Gewaltherrschaft Hitlers zu geraten; die Schweiz ist dafür das beste Beispiel: Hitler hat den neutralen Ländern Vergeltungsmaßnahmen angedroht, wenn sie den Juden Asyl gewähren werde. Deshalb ist es vorgekommen, daß die Schweiz von Deportation bedrohte Juden nach Frankreich zurückschickte

In der Fürstengrube haben wir zunächst Lagerarbeiten verrichtet und Schwere Schikanen und Mißhandlungen aushalten müssen. Nützlich war die Arbeit nicht, aber wir mußten beschäftigt werden, um nicht über unser Schicksal nachdenken zu können. Mancher wurde jetzt schon durch Hunger, Strapazen und Schläge arbeitsunfähig und wartete nur noch auf den Gang in die Gaskammer, die für ihn schon bestimmt gewesen war, noch bevor er von der Gestapo festgenommen worden ist, nur weil er als Jude auf die Welt gekommen war.
In der Fürstengrube haben die Kapos immer neue Methoden erdacht, um neueingetroffenen Häftlingen eine Arbeitsdisziplin beizubringen: Am Lagerplatz stellten sich mehrere dieser Arbeitsaufseher hundert Meter auseinander auf. An beiden Seiten des Platzes lagen haufenweise Ziegelsteine. Jeder Häftling mußte drei Steine aufnehmen, im Laufschritt ans andere Ende bringen und dort hinlegen. Andere Häftlinge hatten die Steine zurückzutragen. Manche Kapos liefen nebenher , schrien" schneller, schneller!" und schlugen auf sie ein. Die Fürstengrube unter dem Kommandanten Moll hatte den Ruf eines Straflagers..Wenn sich Häftlinge woanders etwas zuschulden kommen ließen, wurden sie hierher eingewiesen. Solche Strafversetzten ließ Moll durch den berüchtigten Kapo Wilhelm ermorden. Niemand fragte nach dem Grund, wenn ein Häftling morgens mit seinen Kameraden zur Arbeit ausmarschierte und abend mit zertrümmertem Schädel zurückgebracht wurde.
Beim Ausrücken zur Arbeit marschierten wir an der Dienstelle des Lagerführers vorbei. Vor dem Dienstgebäude befahl der Kapo:" Mützen ab!" und"Mützen auf!" Beim ersten Ausmarsch zur Arbeitsstelle nahm ich auf Befehl die Mütze ab. Der Kapo gab mir mehrere Schläge mit einem dicken Kabelende auf meinen unbedeckten Kopf. Bei zweiten Mal passierte es wieder:Kapo Wilhelm schlug mir auf den Kopf, jetzt doppelt so oft. Mir brummte mein Schädel, ich sah mein Ende kommen. Zum Glück verlor ich nicht das Bewußtsein.Aber als Wilhelm zum dritten Mal befahl"Mützen ab!" zögerte ich eine Sekunde und sah, wie der neben mir marschierenede Häftling seine Mütze zum Abheben vorn anfaßte. Ich machte es genau so und konnte den drohenden Schlägen entgehen. Der Kapo hätte mich totgeschlagen, weil ich vorher die Mütze seitlich angefaßt hatte.

Am Neubau der Fürstengrube haben wir Planierungsarbeiten verrichtet. Kapo Wilhelm trieb uns dauernd zur Eile an. Wollte sich ein Häftling verschnaufen schlug Wilhelm sofort zu. "Juden haben kein Recht auf eine Atempause!"
Mit solchen Methoden wurde mancher gesunde Häftling für die Vergasung reif gemacht. Das war auch das Ziel in einem KZ Lager!

Sämtliche Kapos in der Fürstengrube unterstanden der Befehlsgewalt des Lagerältesten. Er konnte sie bestrafen oder absetzen, wenn sie seinen Weisungen nicht gefolgt waren. Einmal sah ich wie der Lagerältester den Maurerkapo Goldberg mit dreissig Stockschlägen auf das Gesäß bestrafte, dabei mußte er jeden Stockschlag mitzählen und laut ansagen. Wenn er sich verzählte, galten die ihm schon verabreichten Schläge nicht mehr, und wurden neu begonnen. Dem Kapo hat der Lagerältester vorgeworfen, er hatte geduldet, daß die Maurer während der Arbeitszeit geraucht haben. Aber Goldberg, ein ganz strammer Kerl, hat die Schläge bis zum letzten Stockschlag mitgezählt. Ein anderer Kapo, den ich schon lange Zeit kannte, bemerkte zu der Bestrafung des Kapos Goldberg: er werde den Arsch dem Lagerältesten nicht hinhalten, wenn Häftlinge sich gehen lassen und unter seiner Aufsicht während der Arbeitszeit rauchen würden.

Manchmal erlebte ich in der Fürstengrube abwechslungsreiche Tage. Mal hat ein SS-Posten dem Kapo zugerufen, er habe oben keine Kohle mehr für seinen Ofen. Kapo Berger, der auch mich mit Namen kannte, beauftragte mich, den Wachturm mit Kohle zu versorgen. In der Küche lieh ich mir einen Sack und schaffte Kohle auf den Turm hinauf. Den Ofen habe ich mit Kohle aufgefüllt, und wollte den Turm wieder verlassen. Doch meinte der SSMann, ich soll mich bei der eisigen Kälte erst mal anwärmen. Inzwischen holte er zwei gebratene Kartoffel aus dem Ofen heraus und gab sie mir; ich steckte sie in meine Manteltasche und wollte heruntergehen. Warum so eilig? Esse doch mal die Kartoffel hier auf, die Kapos unten brauchen nicht zu wissen, daß ich oben Kartoffel gebraten habe.

Kapo Ludwig, der Hundefleischesser, kam einmal spät nachts in unseren Schlafraum, weckte meinen Freund Leo und mich, wir beide sollen auf Geheiß des Blockältesten Löffler - Nachfolger von Grimm - in den Eßsaal kommen. Wir gingen gleich mit. " Oh, welche Überraschung!" Blockältester Löffler und Kapo Ludwig brieten Kartoffelpuffer, und luden uns zum Essen ein. Plötzlich sah Blockältester Löffler den Lagerältesten an seinem Block vorbeigehen. Löffler und Ludwig versteckten sich schnell unter den Sitzbänken, Leo und ich verschwanden in die Schlafbaracke. Als die Gefahr vorbei war, holte Kapo Ludwig uns nochmals in den Eßsaal und servierte jedem von uns eine Kartoffelpuffer. Wir hatten Glück, daß der Lagerälteste in den Block nicht hereinkam, wir hätten sonst das Schicksal des Kapos Goldberg teilen müßen.

Kapo Wilhelm, ein lebenslänglicher Zuchthäusler und später zum Oberkapo befördert, überwachte uns auch bei Rodungsarbeiten im Wald. Äxte und Sägen fanden wir dort vor. Ich griff mir eine schwere Axt, weil ich mir damit mehr Bewegung verschaffen konnte als mit einer Säge. Bei der strengen Kälte im Wald war das wichtig.
Ich schlug Kerben in die Fallrichtung der Bäume. Andere Häftlinge trugen die Äste fort. Einer von ihnen, vom Kapo geschlagen, stürzte mit den Ästen im Arm zu Boden. Wilhelm stellte sich auf ihn drauf und trampelte ihn zu Tode. Der Ermordete war Lehrer an einer jüdischen Schule in Paris.
Nach diesem Vorfall befahl mir ein Vorarbeiter, mich beim Lagerkommandanten zu melden, der kurz vorher mit ein paar SS-Offizieren im Waldabschnitt erschienen war. Moll fragte nach meinem Beruf. Ohne den Grund für seine Frage zu kennen, gab ich Gärtner an. "Seht Ihr, ich habe es doch gleich gewußt, daß ein geschulter Arbeiter die Kerben eingeschlagen hat," äußerte er seinen Begleitern gegenüber. Moll war selbst Gärtner gewesen. Ohne mich zu loben oder zu tadeln, ließ er mich abtreten. Kapo Wilhelm aber war zufrieden über das Lob des Kommandanten.

Während des Rückwegs von der Arbeitsstelle ins Lager hielt uns einmal ein SS-Mann an und befahl, einen mit Karotten beladenen Lastwagen zu entladen. und die Feldfrüchte ins Lebensmittelmagazin zu bringen. Ich schwang mich auf den Wagen und füllte die Karotten in Körbe. Meine Kameraden trugen sie fort. Als ich beim letzten Korb angelangt war, konnte ich nicht widerstehen und steckte einige Karotten in meine Hosentasche. Der SS-Aufseher bemerkte das und schaute mich böse an. Also mußte ich eine Durchsuchung befürchten und steckte heimlich die Karotten aus der Hosentasche in meine Rockärmel. Wie erwartet forderte der SS-Mann im Magazin den Kapo auf, mich genau zu durchsuchen. Ich streckte meine Arme hoch, damit der Kapo mich abtasten konnte. Er fand nichts, weil er nicht auf den Gedanken kam,,auch meine hochgehobenen Arme zu befingern. Nicht auszudenken, was mir geschehen wäre, wenn der Kapo die Karotten gefunden hätte.
Unvergeßlich ist mir die Tat des Pelzhändlers Israel aus Leipzig geblieben. Vater und Sohn hatten ihren Arbeitsplatz in der Kohlengrube und hatten sich wie so viele mit ihrem Schicksal abgefunden. Beide hätten wahrscheinlich das " Tausendjährige Reich überlebt," wenn der Sohn in der Grube keinen tragischen Unfall erlitten hätte. Beim rangieren fuhr ihm eine mit Kohle beladene Lore über den Fuß und schnitt ihm die Zehen vom Fuß ab. Er wurde in den Krankenbau eingeliefert und mußte dort auf den nächsten Transport in die Gaskammer warten. Mit einigen anderen Leidensgenossen trat er zwei Tage später zum Abtransport in die Gaskammer an. Einige Kameraden, darunter Vater Israel und

Als ein SS-Mann den Abmarsch der Selektierten befahl, wollte der Sohn sich noch mit einem Kuß von seinem Vater verabschieden: "Ach was, ich komme mit!" Er schloß sich ihnen an und begleitete seinen Sohn in den Tod.

Drei kräftige Häftlinge zu Aushilfe im Maschinenbetrieb!" tönte es eines Morgens aus dem Lautsprecher. Kapo Wilhelm griff mich am Rockkragen aus der Reihe unseres Arbeitskommandos heraus und den Leo dazu, der hinter mir stand. Den dritten nahm er aus einer anderen Arbeitsgruppe. Zwei Wochen später starb er. Ihm war nicht zu helfen, denn er tauschte sein Brot gegen Zigaretten ein. Mit der gleichen Arbeitsgruppe marschierten wir aus. Auf dem Gelände des Neubaues der der Grube befahl uns der Oberkapo Wilhelm vorzutreten. Ein Ingenieur nahm uns in Empfang und führte uns in eine gut geheizte Werkstatt. Er ließ sich unser Schicksal erzählen und wunderte sich, daß wir nicht nach Spanien oder die Schweiz geflohen waren. Da er ein Spitzel sein konnte antwortete ich vorsichtig: Mein ganzes Leben habe ich unter Deutschen verbracht, weshalb sollte ich jetzt vor ihnen fliehen? Nun bestätigte der Ingenieur uns, was Grimm bereits erzählt hatte: In Auschwitz mit den umliegenden Nebenlagern seien bereits drei Millionen Juden umgebracht oder vergast worden. Jetzt haben die Deutschen nicht mehr genug Arbeitskräfte, deshalb werden die Juden nicht in dem Ausmaß wie vorher getötet"- Demnach haben wir eine Chance am Leben zu bleiben?" Mit großer Wahrscheinlichkeit, zu-mal Sie beide noch bei guter Gesundheit sind"
Freund Leo und ich gaben uns große Mühe, unsere Arbeit schnell und gut auszuführen: Der Ingenieur hatte daran nichts auszusetzen. Nach vier Wochen fragte ich ihn, wie lange wir noch am Barackenbau für die Bauschlosserei beschäftigt werden könnten. In einer Woche, meinte er, sei der Bau wohl fertig.

Ob wir noch weiterhin bei ihm bleiben könnten? Weil er in der neuen Schloßerei nur gelernte Handwerker beschäftigen könnte, schlug ich ihm vor, uns auf Probe zu nehmen, denn ich wußte, daß er auf Anhieb unter den Häftlingen der Fürstengrube keine gelernten Schlosser finden werde. Er ging auf den Vorschlag ein und versprach, er werde uns als Facharbeiter anfordern, weil wir als Hilfsarbeiter keine Aussicht hätten in der Schlosserei zu bleiben.
Unser Plan gelang, wir wurden endgültig dem Arbeitskommando Maschinenbetrieb zugeteilt. Wir siedelten in den Block um, in dem unsere Arbeitsgruppe untergebracht war. Hier herschte als Blockältester Wicky Engel, dessen Bruder in der Verwaltung saß. Er hatte den Ehrgeiz, den saubersten Block in der Fürstengrube zu verwalten. Wehe dem Häftling, der sich traute, in Schuhen den Schlafraum zu betreten. Mit Fußtritten machte ihn Engel zum Krüppel. Morgens mußten

War Engel schlecht gelaunt, meldete er den Sünder noch beim Lagerführer. Der zog den Häftling dann zu einem Sport heran, an dem er große Freude hatte: er befahl ihm, sich am Lagerplatz auf der Erde zu rollen, und hetzte dann seinen abgerichteten Schäferhund auf ihn, der ihn am Rollen hinderte.

Von allen Häftlingen wurde der Lagerälteste gehaßt. Er war besessen von der ständigen Umgestaltung des Lagergeländes und zog dazu gern Häftlinge heran, die gerade zwölf Stunden Arbeit hinter sich hatten. Er hatte mal einen Häftling schwer mißhandelt und fragte ihn darauf höhnisch, wer ihn so zugerichtet habe. Ängstlich erklärte der Betroffene, er sei nachts die Barackentreppe runtergestürzt. Der Lagerälteste gab ihm dann mehrere Faustschläge ins Gesicht. Erst jetzt gestand der Mann, was wirklich passiert war. Sie selbst haben mich doch am Vormittag so zugerichtet, Herr Lagerälteste!"Warum hast Du nicht gleich die Wahrheit gesagt" hohnlachte der sadistische Lagerälteste

Der Sadismus in der Fürstengrube nahm zeitweise grenzenlose Formen an. 1944 wurden holländische Juden in die Fürstengrube eingeliefert. Einer von ihnen bekam Durchfall und fragte einen Kameraden, wo er austreten könne? Du mußt den Oberkapo um Erlaubnis fragen"? wurde ihm bedeutet. Der Oberkapo verweigerte dem Häftling die Erlaubnis den Arbeitsplatz zu verlassen. Die Kameraden rieten dem jungen Holländer nun, irgendwo in eine Ecke zu gehen, sich dort auszuscheißen und schnell wieder an die Arbeit gehen. Das tat er. Als Häftlinge einer anderen Baufirma Bretter holten, merkten sie, daß einer darauf seinen Darm entleert hatte. Das wurde dem Oberkapo gemeldet. Er wußte sofort wer es gewesen war und ließ alle Häftlinge der Baufirma Humbold antreten. Wer ihn gefragt habe, ob er austreten dürfe? Der Häftling meldete sich sofort. "Du kannst wählen. Willst Du deine eigene Scheiße von den Brettern ablecken oder totgeschlagen werden?" Der Häftling endschied sich für das ablecken. Der Oberkapo verkündete den Häftlingen seine Entscheidung.

Beim Antreten zum Abmarsch ins Lager fragte er den Holländer, ob er seine Scheiße gefressen habe."Jawohl, Herr Oberkapo, das habe ich getan." Hat es Dir auch geschmeckt?" "Jawohl, Herr Oberkapo, es hat geschmeckt. Er dürfte wieder ins Glied zurücktreten und der Oberkapo benutzte die Gelegenheit für eine Ansprache: Die Häftlinge müßten den Deutschen dankbar sein, daß sie arbeiten dürfen und mit Essen und Trinken wie in einem Sanatorium versorgt würden. Was auch mit ihnen noch geschehen werde, einige werde man wohl am Leben lassen müssen, denn sie werden für die deutschen Museen gebraucht, weil man in Deutschland einen Juden nur noch im Museum finden würde.

Mithörer der Ansprache des Oberkapos auf dem Gelände der Baufirma Humbold war der leitende Ingenieur der Firma Humbold. Er war entschlossen, diesen Kapo von seinem Gelände entfernen zu lassen. Als er ihn einen Häftling schwer mißhandeln sah, fragte er nach dem Grund. "Weil er ein Faulenzer ist!" erwirderte Wilhelm. "Dafür bin ich zuständig zu beurteilen, ob ein Häftling seiner Arbeitspflicht nachkommen oder nicht!" begehrte der Ingenieur auf. Das ließ sich der Kapo nicht gefallen. Die Häftlinge unterstünden ihm, und er könne sie schlagen, so lange er wolle. Der Ingenieur:" Kapo Wilhelm, ich werde dafür Sorgen, daß Sie von meiner Baustelle verschwinden. Wenn Sie meine Arbeiter zu Krüppeln schlagen, habe ich keine Kräfte mehr für meinen Bau." Die Beschwerde des Ingenieurs zeigte schon am nächsten Tag den Erfolg. Wilhelm wurde nicht nur abgezogen, er mußte sogar wieder als einfacher Häftling in die Grube einfahren. Ein paar Tage später erhielt er freilich seinen alten Posten zurück.

Nur selten haben sich in der Fürstengrube tätigen Ingenieure und Direktoren derart für die Häftlinge eingesetzt, schon garnicht die Direktoren der IG-Farben, den die Grube gehörte. Bei der Firma Humbold hatten die Häftlinge es gut, sie galten als Arbeitskameraden der freien deutschen Arbeiter. Als Rechtsanwalt Dr. Spitz aus Berlin, in der Werkzeugausgabe beschäftigt, auf Betreiben des sadistischen Lagerältesten seine gute Arbeitsstelle verlieren sollte, scheiterte es am Widerstand der Bauleitung Humbold.

Mitunter hat es auch mal was zum lachen gegeben-Galgenhumor in der Fürstengrube! Einmal hat sich ein Bernhardiner Hund in die Kz-Fürstengrube verlaufen; vielleicht hat er sein Herrchen gesucht, der schon vergast war. Übermütige Kapos fingen ihn ein, töteten ihn und verteilten das Fleisch untereinander. Kapo Ludwig, ein Krimineller, kam mit einem Bündel Fleisch zu uns in die Bauschlosserei, lieh sich ein Kochgerätund kochte das Fleisch ab. Leo und mich lud er zum Mitessen ein. Ich lehnte dankend ab, doch Leo ließ sich die Mahlzeit gut schmecken. Tag darauf grüßten sich die Hundefleischverzehrer mit einem Wau-Wau-Bellen.

Im Januar 1944 sind wir einmal durch Sirenengeheul geweckt worden. Die Kapos trieben uns mit Schlagstöcken zum Appelplatz, ohne Zeit zu lassen, Hose und Schuhe anzuziehen. Von den Wachtürmen knatterten Maschinengewehre. Nur mit dem Hemd auf dem Leib kamen wir auf den hell erleuchteten Platz,wo dieNachtschicht der Grubenarbeiter bereits angetreten war.
Lagerführer Moll, mit der Maschinenpistole in der Hand, schrie einen Häftling an:" Wo habt ihr hingewollt?" Der Häftling stammelte:" Herr Lagerführer, ich schwöre, daß ich mit der Flucht des Häftlings nichts zu tun habe!" Moll, ziemlich betrunken:" Schwören sollst Du nicht, nur die Wahrheit sagen!" Und schoß ihn nieder. Gleich darauf fielen weitere Schüsse. Sechs Häftlinge brachen tot zusammen. Moll hätte wohl die ganze Nachtschicht umgebracht, wenn sein Stellvertreter, Scharführer Schmidt, ihm nicht die Waffe aus der Hand gerissen hätte.
Den Grund für die nächtliche Exekution haben wir erst am nächsten Tag erfahren: Auf dem Weg vom Lager zur Grube und zrück, mußten sich die in Viererreihe marschierende Häftlinge mit den Armen gegenseitig einhaken, so daß keiner aus der Reihe laufen konnte; einige Aussenmänner trugen in der freien Hand eine Grubenlampe. Nun hatte ein Häftling dem SS-Bewacher die Grubenlampe ins Gesicht geschlagen. Als dieser hingefallen war, verschwand der Häftling in dem nahegelegenen Wald. Der zweite SS-Bewacher konnte ihn nicht verfolgen, weil ihm sonst noch andere Häftlinge weggelaufen wären.

Wir hörten jetzt, daß der geflüchtete Häftling sich gut in der Gegend auskannte, weil er hier beheimatet war. Mit der Erschießung von sieben Häftlingen hat Moll wohl seine Kompetenz überschritten, denn Hinrichtungen durften nur vom Reichsführer SS-Heinrich Himmler verhängt werden. Der Lagerführer scheint seine Tat bereut zu haben, denn er war hinterher vollkommen umgewandelt und lud sogar die Feuerwehrmannschaft des Lagers zu einem Fußballspiel ein,an dem er selbst teilnahm.
Wenige Tage später kam Moll zu uns in die Schlafbaracke und fragte, ob der Schlafraum genügend geheitzt sei und wir schon wüßten, daß alle Häftlinge ab sofort zweimal in der Woche einen halben Liter Milch bekämen. Wir wußten nichts davon.Na, da habe ich es Euch jetzt gesagt. Man merkte es ihm an, daß er total betrunken war und im Suff geredet hatte. Bald darauf war er wieder der alte Sadist. Mit einer List hatte er dreissig Häftlinge in den sicheren Tod gelockt, so wie man mit Süssigkeiten Bienen oder Fliegen anlockt.1944 ließ er uns im Lager antreten, und gab in einer freundlichen Ansprache zu, daß viele Häftlinge unter dem kalten Klima zu leiden haben. Er könne sie doch nicht alle in die Grube schicken, weil diese schon überbelegt sei..

In Kürze werde aber in einer südlichen Gegend ein neues Lager aufgemacht, in das die Kälteempfindlichen überwechseln könnten. Wer dafür sei, solle sich melden und einschreiben lassen. Dreissig Häftlinge meldeten sich, der Schreiber nahm Namen und Nummern auf. Den zurückbleibenden sagte Moll, sie könnten ihre Kameraden beneiden, denn sie kämen in ein wirklich warmes Klima, mit dem Rauch der Sonne entgegen. Tags darauf sind die dreissig Kameraden für ein Klimawechsel abgeholt worden. Man hat nie mehr etwas von ihnen gehört. Das war molls letzte Tat, bevor er abgelöst wurde. Nachdem er die Fürstengrube verlassen hatte, wurde sein Stellvertreter Max Schmidt zum Lagerführer ernannt. Die Häftlinge atmeten auf, denn sie hielten ihn nicht für so unberechenbar wie seinen Vorgänger.

Doch stellte sich bald heraus, daß Schmidt noch keine Erfahrungen für die Lagerführung hatte. Er überließ seinem Lagerältesten die Lagerverwaltung. Nun trat der Lagerälteste in Molls Fußtapfen ein. Bei der Arbeit trieb er die Häftlinge bis zur Erschöpfung an. Er setzte Spitzel ein horchte selbst prominente Häftlinge aus. So freundete er sich mit einem polnischen Lehrer an und verleitete ihn zur Lagerflucht; er selbst werde ihm helfen, so gut er könne. Um nicht in den Verdacht zu kommen. er stecke mit einer Reihe polnischer Häftlinge unter einer Decke, unterrichtete er er die SS-Lagerführung von den Absichten der geplanten Lagerflucht

Dreizehn polnische Häftlinge wurden zu Rodungsarbeiten in den dem Lager nahegelegenen Wald abkommandiert. Zur Bewachung ging ein SS-Mann und ein polnischer Kapo mit. Der Lagerälteste war über die Fluchtabsichten unterrichtet. Zu der beabsichtigten Flucht ist es nicht gekommen, weil die dreizehn Häftlinge auf dem Weg zum Wald von einer Sondereinheit der SS festgenommen worden sind. Sie wurden zum Verhör in das Lager Birkenau gebracht. Eine Woche später kamen die dreizehn Polen gefesselt in die Fürstengrube zurück.

An diesem Tag ist an allen Arbeitsstellen nur bis Mittag gearbeitet worden, denn alle Häftlinge sollten zur Fluchtabschreckung der Hinrichtung beiwohnen. Alle Häftlinge standen um die Galgen, gefehlt hat nur der Lagerälteste, der sich in eine Ecke verkrochen hatte. Lehrer Wisznewski, mit dem Strick um den Hals auf einem Tisch stehend, entdeckte ihn und rief ihm zu:" Warte nur, Du Hurensohn, Polen wird Dir Deine Tat schon heimzahlen!" Wegen des Verdachts begangener Kriegsverbrechen ist der Lagerälteste nach dem Krieg angeklagt worden. Ein Gerichtsassessor, der mich in einer Sache als Zeugen vernommen, erzählte mir, der Angeklagte sei schwer krank und die angesetzte Verhandlung vor einem Schöffengericht mußte vertagt werde.

Um die Mitte des Jahres 1944 war bekanntgeworden, daß die Selektionen für die Vergasung eingestellt worden sind. Statt Selektionen für die Gaskammer wurden jetzt schwache Häftlinge herausgelesen, angeblich um sie wieder auf die Beine zu bringen. Ihnen wurde ein Arbeitsurlaub von zwei Wochen angeboten; die tägliche Brotration sollte verdoppelt werden. Auch die Kapos beteiligten sich an der Aufbesserung der Gesundheit schwacher Häftlinge: Knüppel, die sie sonst schlagbereit in Händen hielten, versteckten sie unter ihre Jacken. Mißhandlungen waren nur noch selten vorgekommen. Es sah danach aus, als würde auch der SS-Terror ein Ende gefunden haben. "Wer konnte aber sicher sein, ob dahinter eine List nicht stecke, die der Lagerführer Moll schon einmal angewendet hatte, die dreissig Häftlinge in den Tod lockte." Die herausgelesenen schwachen Häftlinge lehnten es ab die Vergünstigung in Anspruch zu nehmen,"weil sie so gut wie sicher waren," daß sie mit einem Trick der Gaskammer ausgeliefert werden sollten.

Das Attentat auf Hitler hat uns den Beweis erbracht, daß er Gegner in den eigenen Reihen habe, die ihn beseitigen wollen; ein Ende der SS-Herschaft schien in Sicht zu sein. Selbst die SS-Leute wurden nachdenklich, " ihre Treue zum Führer kam ins wanken. Ein grosser Teil der deutschen Arbeiter glaubte nicht mehr an die Wunderwaffe von Dr. Goebbels, die den Endsieg bringen sollte. Einmal war ich Mithörer eines Gesprächs zwischen zwei freien deutschen Arbeitern des Maschinenbetriebes, das sich so anhörte:" Karl, glaubst Du noch an den Endsieg des Führers?" Ja, warum nicht?" Ich nicht, mein Lieber!"

Nicht jeder Häftling besaß die Kraft auf eine Befreiung der Siegermächte zu warten. Viele verloren die Hoffnung jemals lebend befreit zu werden. Mein sonst couragierter Blockälteste Grimm aus Leipzig wollte nicht noch länger auf seinen Tod warten; er nahm lieber das Risiko einer Lagerflucht in Kauf, und begann nach Mitteln und Wegen zu suchen, um eine Lagerflucht in die Wege zu leiten. Als er mir einmal seine Absicht einer Lagerflucht anvertraute, versuchte ich ihn von diesem Gdanken abzubringen. Damit war ihm klar geworden, daß ich mich einer Flucht nicht anschliessen werde. Er war enttäuscht, daß ich nicht mitmachen wollte. Seinen Freunden im Block sagte er in meinem Beisein:" Schaut Euch diesen Narren an," er glaubt lebend befreit zu werden. Grimm wußte, daß er sich auf meine Verschwiegenheit verlassen könne. Dieses Thema tauchte zwischen Grimm und mir nie wieder auf.

Grimm war von dem Gedanken einer Lagerflucht nicht losgekommen; er war entschloßen seinen Fluchtplan zu verwirklichen. Dazu überredete er drei befreundete Häftlinge in seinem Block einen Fluchttunnel unter der Blockbaracke auszuschachten, der bis hinter den Lagerzaun führen sollte. Die drei Häftlinge mußten aber tagsüber in der Grube arbeiten, standen also der geplanten Ausschachtung eines Tunnels nicht zur Vefügung. Grimm fand nun einen Ausweg: Er überredete den Lagerarzt Dr. Goldstein die drei Häftlinge für einige Tage krankzuschreiben. Nun nahmen die Häftlinge die Arbeit unter der Blockbaracke auf. Es stellten sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten ein. Die begonnene Arbeit mußte eingestellt werden, weil die drei Häftlinge mit der Arbeit nicht vorankamen. Der Plan einer Lagerflucht wurde aufgegeben, die drei Häftlinge erschienen wieder in der Grube zur Arbeit. Dem Kapo in der Grube fiel es auf, daß die noch krankgeschriebenen Häftlinge zur Arbeit wieder erschienen waren; er vermutete, der Arzt habe ihnen lediglich einige freie Arbeitstage verschaft und meldete seinen Verdacht dem Lagerältesten, der den Lagerführer davon unterrichtete. Eine SS-Sondereinheit nahm die drei Häftlinge fest, ausserdem Dr. Goldstein unter dem Verdacht der Begünstigung.

Die Beschuldigten wurden nach dem Lager Birkenau gebracht, dort von der politischen Abteilung der SS vernommen. Unter dem Druck der Beweise gestanden sie eine Flucht vorbereitet zu haben. Grimm wurde als Urheber des Plans entlarft und ebenfalls festgenommen. Die begonnene Ausschachtung des Fluchtgrabens war Beweis genug.

Der Vorfall wurde dem Reichsführer Himmler gemeldet, der die fünf Häftlinge zum Tode verurteilte. Die Deliquenten wurden dann gefesselt in die Fürstengrube zurückgebracht. Wieder wurde ein Galgen aufgebaut und ein langer Tisch daruntergestellt. Auf ihm standen die fünf Häftlinge mit dem Strick um den Hals. Ein SS-Offizier verlas Himmlers Urteil. Mit Tränen in den Augen blickte Grimm mich an. Wer weiß,an was er in diesem Moment dachte? Vielleicht bereute er, daß er meinen Rat nicht befolgte. Beim Wegziehen des Tisches unter dem Galgen konnten sie uns noch zurufen: " Lebt wohl, Kameraden!"

An Dr. Goldstein konnte ich mich noch aus der Zeit unserer Festnahme in Nizza erinnern. Er war am gleichen Tag festgenommen wie ich, und ins Hotel Excelsior eingeliefert. Danach erschien seine junge Frau, Französin christlicher Konfession, im Hotel Excelsior. Weinend flehte sie die Freilassung ihres jüdischen Ehemannes, war von dem Deutschen jedoch zynisch beschieden worden. Sie könne ja mitkommen, sie bekomme eine freie Fahrt. Nach dem Ende des Krieges, als ich wieder in Nizza war, habe ich Frau Goldstein den Tod ihres Ehemannes an ihrem Polizeirevier bestätigt.

In Grimms Block zog ein neuer Blockälteste ein. Als erste Handlung beauftragte er Freund Leo und mich, den etwa sechs Meter langen Graben unter dem Block zuzuschütten. Die Unruhe, die unter dem Blockältesten Grimm unter den Häftlingen herschte, wich einem ~~eine~~ freundlicherem Klima. Der neue Blockälteste war zwar ein Krimineller, aber als Blockverwalter zeichnete er sich durch Humanität aus. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß er jemals einen Häftling grundlos verprügelt hat. Er bat die Blockinsassen, einander zu helfen, statt sich zu bekämpfen.

Langsam gewöhnten wir uns an das Lagerleben; Unter dem Gemisch der Häftlinge gab es sogar mehrere, die sich wünschten lebenslang hier zu bleiben, doch das waren Aussenseiter; die aus deutschen Zuchhäusern gekommenen Kapos, vor allem die jungen SS-Männer, die stolz die SS-Uniform trugen. Ihnen gegenüber fühlten sich die rassisch und politisch Verfolgten wie herrenlose Hunde.

In dem monotonem Leben im Lager vergingen die Tage, Wochen und Monate, ohne den für Gefangene umrissenen Weg verlassen zu können. Und doch haben wir die Hoffnung nie aufgegben, daß eines Tages, auch für uns die Glocken der Freiheit läuten werden. Anzeichen dafür waren schon da. An ruhigen Nachten hörten wir schon das Donnern der russischen Kanonen. Die leidgeprüften Häftlinge vernahmen den russischen Kanonendonner wie eine aufmunternde Musik. Unser Mut zum ausharren nahm ständig zu. Die gedrückte Stimmung unter den Häftlingen hat einer baldigen Befreiung Platz gemacht. Wenige Wochen vor unserer Befreiung hat die Lagerführung sogar Konzerte veranstaltet. Darin sahen wir die Dunkelheit unseres Daseins aufhellen.

Ein freier deutscher Arbeiter des Maschinenbetriebes spielte mir eine Zeitung zu. Im Wehrmachtsbericht las ich, daß die Stadt Görlitz von russischen Truppen eingenommen sei. Je näher die Front jetzt rückte, desto näher kam auch der Augenbkick der Befreiung oder des Todes, auf jeden Fall ein Ende der Ungewißheit. Als ich in die Fürstengrube gekommen war, gab es da etwa an die zwölfhundert Häftlinge.Ende 1944 waren es nur noch weniger als die Hälfte; die Gaskammer hat ihre Opfer gefordert.
Einen jungen SS-Mann, der einige Häftlinge ausserhalb des Maschinenberiebes bewachte, fragte ich, ob es wahr sein könne, daß die Rußen über Görlitz vorgerückt sein könnten?; er hielt es für wahrscheinlich, denn er hatte schon zwei Wochen keine Nachricht von seinen Eltern, die dort lebten. Es werde wohl nicht mehr lange dauern und wir würden die Rollen tauschen, er werde die Häftlingskleidung anziehen müssen und ich werde ihn bewachen. Ich antwortete ihm: Nach dem Ende dieses Krieges wird es keinen Völkerhaß und auch keine KZ-Lager mehr geben.
Die SS-Bewacher wurden nun allmählich von den Lagern abgezogen und an die Kampffront verlegt; an ihre Stelle traten frontdienstuntauglich Wehrmachtsangehörige, in SS-Uniformen gesteckt. Als die russischen Truppen immer weiter vordrangen, wurde die Zivilbevölkerung aufgerufen, an einem Sonntag Schützengräben auszuheben. In unserer Lagerküche wurden für sie mehrere Kessel Essen gekocht und mit Lastwagen zu den Arbeitsstellen gefahren. Die mit Schützengrabenbau beschäftigten Arbeiter weigerten sich, das gute Essen anzunehmen und spendeten es den Häftlingen in der Fürstengrube. Unberührt kam Sauerkraut mit Speck in die Fürstengrube zurück und wurde an die Häftlinge ausgegeben. Die Arbeiterschaft hat damit ihre Gesinnung deutlich demonstriert.

Es gab aber immer noch unbelehrbare SS-Leute, die das Erschiessen eines Häftlings, als Sport ansahen: Als wir einmal von der Arbeitsstelle ins Lager zurück marschierten, benutzten wir den Bahndamm, weil bei Regenwetter die Waldstrasse unpassierbar war. Ein vor mir gehender Häftling, guckte dauernd zum Wald am Bahndamm. Der SS-Mann fragte ihn nach dem Grund. Er habe im Wald die Stimme seiner Mutter gehört, antwortete der junge Häftling. Dann solle er auch zu ihr gehen, meinte der Bewacher. Der Häftling nahm die Worte des Bewachers für ernst, und versuchte aus der Reihe auszubrechen. Noch hat der Häftling keinen Schritt zum Wald gemacht, traff ihn schon die Kugel des Bewachers. Der Schuß war im Lager gehört worden, der lagerführer erschien sofort auf seinem Motorrad am Tatort. Der SS-Mann gab an, er habe den Häftling bei einem Fluchtversuch erschossen. Lagerführer Schmidt lobte ihn als guten Schützen. Ich hatte den Eindruck, der Erschossene war geisteskrank gewesen.

Jeden Mittag bekamen wir die berühmte Kleiesuppe an unserer Arbeitsstelle. Wir durften eine Stunde Arbeitspause machen. Während dieser Freizeit unterhielt ich mich manchmal mit meinem Ingenieur Dziubany. Er kannte so ziemlich meine Vergangenheit. Einmal schilderte ich ihm, wie schön das Leben in Nizza war. Ich wollte trotzdem Nizza aufgeben und nach London gehen, wurde aber von meiner Freundin beeinflußt in Nizza zu bleiben. Seit meiner Deportation haben wir voneinander nichts mehr gehört. Sicher vermutet sie, daß meine Endstation die Gaskammer war. Das erzählte ich einmal meinem Igenieuer. Am nächsten Tag kam er mit einem Vorschlag, meiner Freundin in Nizza ein Lebenszeichen zu geben. Das könnte ich unter seinem Namen tun, wenn ich den Brief so abfasse, daß kein Verdacht entstehe, das Schreiben könnte von einem KZ Lager stammen. Ich schrieb also meiner Freundin: Liebe Maria, das Weinachtsfest steht schon wieder vor der Tür. Ich kann Dir leider kein Geschenk zu Weinachten schicken, weil alles nur gegen Bezugsscheine verkauft wird. Wenn Du mir zu Weinachten trotzdem etwas schenken willst, dann würdest Du mir mit einer Lederjacke eine große Freude bereiten, die ich im Winter für mein Motorrad gut gebrauchen könnte. Meine Frau und die beiden Kinder lassen Dich herzlich grüssen, und wünschen Dir schon heute ein frohes Weinachtsfest.

Die Empfängerin des Briefes erkannte gleich meine Handschrift, erhielt somit ein Lebenszeichen von mir. Über die Adresse des Ingenieurs antwortete sie mir: Mein Cousin und seine Frau wurden in ein Krankenhaus eingeliefert. Sie habe sie bisher nicht besuchen können, weil beide wegen einer Ansteckungsgefahr isoliert worden sind. Aus dieser verschlüsselten Mitteilung schloß ich, daß mein Cousin und Cousine ebenfalls deportiert wurden. Mein zweiter Brief an meine Freundin kam mit dem Vermerk des Oberkommandos der Wehrmacht" zur Beförderung nicht zugelassen " zurück. Trotzdem war ich froh, daß der Austausch von Lebenszeichen geklappt hat; sogar ohne nachteilige Folgen, wie mein Ingenieur und ich glubten. Da erschien kurz darauf in der Bauschlosserei ein junger Offizier einer SS Sondereinheit mit einem Schäferhund, stellte sich an die Seite der Werkstatt hin, beobachte den Ingenieur und mich bei der Arbeit, sagte aber nichts. Wir fürchteten schon, er käme um Nachforschungen wegen des fingierten Briefwechsels anzustellen. Nach etwa zehn Minuten verließ er die Werkstatt mit den Worten" komme wieder. " Er kam nicht wieder, wir hatten uns verhört, denn er hatte gerufen" komm, Widder, das war der Name seines Schäferhundes. Das war ein erleichterndes Ende einer eigentlich lebensgefährlichen Aktion.

Einige Tage später erlebten wir eine angenehme Überraschung. Da erschien SS-Rapportführer Koch, Volksdeutscher aus Rumänien, wegen seiner Freundlichkeit bei allen Häftlingen beliebt und fragte uns, ob wir Brot schon geholt haben; weil wir unsere Brotration erst im Lager bekamen, verneinten wir. Im nahen Wald werde ein voller Lastwagen Brot abgeladen, das die ungarischen Juden mitgebracht haben, sagte Koch; Leo solle mitkommen und so viel Brot mitnehmen, wie er tragen könne. Bei seiner Rückkehr in die Werkstatt war er mit vier Broten zu je drei Kilo beladen. Wir schnitten uns eine Kostprobe ab, und versteckten den Vorrat dann im Werkzeugschrank, froh über die Aussicht, in den kommenden Tagen uns sattessen zu können. Wer kann sich unsere Überraschung vorstellen, als wir am nächsten Tag den Schrank ausgeräumt fanden. Russische Gefangene der Nachtschicht waren in die Werkstatt eingebrochen und haben den ganzen Brotvorrat mitgenommen.

Zum zweiten Mal stand uns in der Fürstengrube das Weinachtsfest bevor. Diese Festtage vereinten Juden und Christen im Lager; alle beteten für das gleiche: "Frieden und Freiheit". Monatelang war in der Küche gespart worden, um an den Feiertagen ein besseres Essen machen zu können. Auf allen Arbeitsstellen sprach man schon davon. Häftlinge, die für eine Extrasuppe die Kassel in der Küche reinigten, wußten zu erzählen, daß es an Weinachten Hamburger Steaks mit geschälten Kartoffeln geben werde.

Am ersten Weinachtstag wurden Tische und Stühle im Freien aufgestellt; das Essen kam: Tatsächlich Hamburger Steaks mit abgeschälten Kartoffeln. Küchenchef Hirschel brachte eine zweite Überraschung: aus dem ein ganzes Jahr eingespartem Zucker hatte er Bonbons fabriziert. Jeder Häftling erhielt eine Tüte voll als Geschenk.

Die Festtage vergingen, der ernste Alltag kehrte wieder ein. An der Neubaustelle der Fürstengrube wurde weiter gebaut, obwohl es kein Geheimnis war, daß Auschwitz wegen des unaufhaltsamen Vordringen der Russen geräumt werden müsse. Für die Evakuirung vieler Tausend Häftlinge fehlten aber die Transportmittel. Auf den Strassen befanden sich nicht nur deutsche Truppen auf dem Rückzug, sondern eine Masse von Flüchtlingen aus der Zivilbevölkerung. Die SS-Führung wußte nicht ein noch aus und plante notgedrungen eine natürliche Dezimierung der noch am Leben verbliebenen Häftlingen, weil es keine Gaskammern mehr gab. Ale vorhandene Transportmittel, die eine Zeitlang mit Vorzug zum Transport der Juden in die Vernichtungslager dienten, mußten jetzt für die aus den Ostgebieten zurückflutenden deutscher Frontkämpfer und Zivilflüchtlinge eingesetzt werden. Deshalb mußten die evakuirten Häftlinge in Tagelangen Fußmärschen ihr Leben zu retten suchen. Mehr

Ohne vorherige Ankündigung ist das Lager Fürstengrube am 30. Januar 1945 um zwölf Uhr nachts geräumt worden. Der Lagerälteste riet vor dem Abmarsch nach Gleiwitz den Häftlingen zum Hierbleiben, die den siebzig Kilometer langen Weg nicht schaffen könnten. Wer das Tat, gab sich der Hoffnung hin, er werde frei sein, wenn die Hauptgruppe abgezogen sei. Das war ein Trugschluß: die zurückbleibenden wurden von einem Restkommando der SS im Lager erschossen. Es war im Grunde gleich, denn während des Marsches wurde jeder niedergemetzelt, der auch nur einen Schritt hinter der Marschkolonne zurückblieb. Ich selbst lief stundenlang mit einem Holzschuh am Fuß, den anderen in der Hand. Man durfte keinen Schritt verweilen. In meiner Reihe lief ein norwegischer Häftling, der sich beim Laufen in Holzschuhen eine Hautwunde zuzog. Als die Schmerzen für ihn unerträglich geworden waren, trat er aus der Reihe heraus, machte seine Brust frei, und schrie den SS-Mann an:" Los, Schiessen Sie!" Er wurde auf der Stelle erschossen.
Nach einem Fußmarsch von nahezu siebzig Kilometern kamen wir am nächsten Tag im Lager Gleiwitz an. Er ist als Todesmarsch in die Kriegsgeschichte eingegangen. Hinter unserer Kolonne waren Lastwagen gefahren, auf die alle erschossenen Häftlinge geworfen wurden. Auch ein SS-Mann, der nicht mehr mitmarschieren konnte, erschoß sich vor unseren Augen auf der Strasse. Andere SS-Bewacher folgten dem Zug auf Fahrrädern und trieben die Häftlinge zu einem schnelleren Tempo an, damit sie auf den Fahrrädern bleiben konnten. Das Lager Gleiwitz war schon vor unserem Eintreffen geräumt worden. Alle Fenster und Türen der Baracken waren zërstört. Nirgends brannte ein licht. Dutzende von Häftlingen lagen tot im Hof, wahrscheinlich marschunfähige, wie die in der Fürstengrube zurückgebliebenen.

Mehrere tausend KZ-Insassen warteten jetzt auf den Abtransport mit einem wartendem Güterzug mit fünfzig offenen Waggons ; einige geschlossene Wagen hinter den zwei Lokomotiven waren für die unterwegs verstorbenen oder erschoßenen Häftlinge bestimmt. Ich stieg in einen Waggon, in dem schon einige mir bekannte Kapos aus der Fürstengrube waren, denn ich glaubte,mich unter bekannten Gesichtern sicherer zu fühlen als unter Unbekannten. Der Waggon war so stark überfüllt, daß man sich kaum noch umdrehen konnte. Die Kapos hatten zudem noch eine Ecke reserviert und sich zum Schlafen hingelegt. Oberkapo Wilhelm ernannte mich zum Waggonordner mit dem Befehl, keinen Häftling an die Schlafstätte der Kapos heranzulassen. Der lange Zug rollte im Schneckentempo.dahin. Von Hunger und Durst geplagt, sprangen Häftlinge während der Fahrt ab. Sie wurden von befaffneten Hitler-Jungen erschossen, die Bahnstrecken bewachten. Ein Häftling aus einem anderen Lager erzählte

Nach zwei Tagen und zwei Nächten Fahrt, hielt der Zug an einem Bahnhof. SS-Leute forderten uns auf, die Toten auf die Bahnsteige hinauszuwerfen. Dazu bestimmte Häftlinge mußten sie in die geschlossenen Waggons bringen. Zwei Häftlinge waren während der langen Fahrt irre geworden. Sie umarmten einen Toten und sprachen Kadisch, eine Totenandacht. Sie selbst verfielen dann in eine Bewustlosigkeit und starben wie viele andere in dem Transportzug. Uns ist es so vorgekommen, als seien wir während einer Woche um die halbe Welt gefahren. Nicht Essen, nicht trinken, kein Schlaf, wer konnte das aushalten? Das scheint auch der Zweck der langen Fahrt gewesen zu sein, um die Überlebenden verhungern und verdursten zu lassen. Der Transportzug sollte uns nach Nordhausen bringen. Über Leipzig und Halle kamen wir nach Nordhausen-Dora, wo gefangengesetzte Italiener eine unterirdische Fabrik für die V2 Produktion gebaut hatten, Hitlers letzte Hoffnung den Krieg zu gewinnen. Die eingesetzten Italiener waren an Hunger und Kälte zugrundegegangen. An ihrer Stelle sollten wir jetzt den Bau der unterirdischen Stadt vollenden.

Mehr noch als der Hunger hat uns der Durst geplagt. Als ein junger Häftling während eines Halts sich an der Wasserleitung auf dem Bahnsteig Wasser holen wollte, stellte ihn ein SS-Mann. Wo er hinwolle? Der junge Häftling zeigte dem SS-Mann eine Eßschale, wies auf die Wasserleitung auf dem Bahnsteig hin, wo er sich Wasser holen möchte. Der SS-Mann zog seine Schußwaffe, sagte dem Häftling, er werde ihm den Durst gleich löschen. Der Häftling kniete vor dem SS-Mann nieder, flehte ihn an, ihn nicht zu töten, er sei erst achtzehn Jahre alt und will noch leben. Alles Bitten des Häftlings um sein Leben war umsonst. Vor meinen Augen wurde der Häftling mit zwei Pistolenschüssen auf den Bahnsteig niedergestreckt.

In den Waggons hatten wir weder Nahrung noch eine Schlafmöglichkeit. Wer nicht auf seinen Beinen stehen konnte, sank nieder und ein anderer Häftling setzte sich auf ihn drauf. Das war sein sicherer Tod.

Glück hatten wir auf einem tschechischen Bahnhof. Ein Lokführer reichte uns einen vollen Eimer Wasser in den Waggon. Auf einem anderen Bahnhof sah ich einen Klumpen Eis zwischen den Gleisen liegen und bat den vor unserem Waggon stehenden Bewacher, ihn uns in den Waggon zu werfen. Der SS-Mann sah sich erst nach allen Seiten um und erfüllte dann meine Bitte.

Nach fünf Tagen Fahrt waren die meisten Waggons halb leer geworden: die Dezimierungsabsicht war aufgegangen. Jetzt gab es für die Überlebenden Platz, sich zum Schlafen hinzusetzen.

Der nächtliche Ausstieg in Nordhausen erschien uns jetzt wie eine Erlösung, denn wir hatten gefürchtet, so lange herumgefahren zu werden, bis der letzte Häftling gestorben sei. Wir wurden in geheitzten Baracken untergebracht und erhielten nach einer Woche des Fastens eine warme Mahlzeit, eine Schüssel gut abgekochter Graupen. Am nächsten Morgen merkten wir, daß wir uns in einem normalen Arbeitslager befanden und menschlich behandelt wurden. Die Arbeit als Bergleute war zwar hart, die Lebensbedingungen aber schienen uns erträglicher als in der Fürstengrube.
Dem Lagerführer Max Schmidt wurde das von den Italienern verlassene kleine Lager Turmalin eingeräumt. Hundertvierzig Häftlinge aus der Fürstengrube zogen ein. Andere Kameraden wollten nicht mitkommen, weil sie unseren Lagerältesten fürchteten. Vergebens versuchte ich, Rechtsanwalt Dr. Spitz aus Berlin zum Mitkommen zu bewegen; auch er wollte nichts mehr mit unserem Lagerältesten zu tun haben. Bei einem Luftangriff auf das Lager Nordhausen ist er dann umgekommen. Das verwaiste Lager Turmalin war, verglichen mit Nordhausen, sehr klein Auch hier gab es unterirdische Schächte zur Aufnahme der von Luftangriffen bedrohten Rüstungsindustrie. Wir sollten einen großen Schacht ausbauen und erweitern. Grippe und Kälte forderten auch Todesopfer unter den neuen Zwangsarbeitern; wir begriffen, daß unsere Vorgänger, die Italiener, hier zu Hunderten gestorben waren.
Steine und Erde wurden im Stollen auf Loren geladen und mit einer brikettbeheitzten Lokomotive herausgezogen. Bis zum Stollenausgang hatten wir die Loren zu drücken, weil die Lok wegen der Gefahr einer Rauchvergiftung in den Stollen nicht einfahren durfte. Für das An-und Abkoppeln hatte ein Rangierer zu sorgen. Ich wurde im Steinbruch abgelöst und für den Rangierdienst in der Nachtschicht eingesetzt.
Als Bewaccher hatten wir immer denselben SS-Mann. Ich weckte sein Vertrauen und durfte allein den Stollen verlassen. In kalten Nächten schickte er mich in den Wald zum Brennholzsammeln. Dann machten wir uns Feuer und konnten uns nicht nur wärmen, sondern auch Kartoffeln braten, die der SS-Mann mitbrachte. Wenn es ihm vor dem Stollen zu kalt wurde, ging er hinein. Einmal hatte er seinen Pelz vor dem Stollen liegen lassen und schickte mich ihn zu holen. Ein im Stollen anwesender Kapo fragte ihn: Was machen Sie, wenn er mit Ihrem Pelz abrückt?" Die Antwort war verblüffend:" Um zehn vor zwölf hat er das nicht nötig!" Dieser SS-Mann war Junggeselle, Volksdeutscher aus Bratislawa. bei einem nächtlichen Gespräch meinte er, die SS sei schon Konkursreif, niemand habe noch Vertrauen zur SS-Führung, auch nicht zum Führer. Er werde sich Zivilkleidung schicken lassen, um rechtzeitig dem Chaos entkommen zu

Sechs Wochen blieben wir in Turmalin, dann mußte auch dieses Lager vor den Russen geräumt werden. Man sagte uns, wir würden in Dänemark zum Torfstechen eingesetzt, aber das glaubte so recht niemand. Wohl wußten wir, die SS-Herschaft gehe zu Ende, aber nicht, was noch mit uns geschehen werde.

In der Nacht vor dem Abmarsch wurde der Rest des Lebensmittelvorrats noch für ein nahrhaftes Essen verwendet. Der verbliebene Vorrat an Graupen ~~und Zwiebel~~ und Zwiebeln sollte in der Nacht vor dem Abmarsch abgekocht werden. Zum Kochen ist es nicht gekommen, weil kein Brennmaterial mehr vorhanden war. Das Holz, das aus dem Wald geholt wurde, war naß und brannte nicht. So mußten wir die Graupen und Zwiebeln vor dem Abmarsch halb gar essen. Nach einem kurzen Marsch stellte sich bei allen Häftlingen ein Durchfall ein. In der Marschkolonne floß das unverdaute Essen aus den Hosen der Häftlinge heraus. Die Spuren waren kilometerweit am Rand unseres Wegs zu sehen.

Nach einigen Stunden gab es in einem Dorf nahe Magdeburg Rast. Die Häftlinge konnten sich waschen und die Spuren des Durchfalls beseitigen. Im Dorfgasthof fand grade ein Schlachtfest statt. Lagerführer, SS-Mannschaft und Lagerältester nahmen daran teil, die Häftlinge legten sich zum Schlafen auf das Heu in der Scheune nieder. Mancher von uns spielte mit dem Gedanken, hier zu verschwinden und sich irgendwo in dem Dorf zu verstecken, auch mein Freund Leo! Ich warnte dringend vor Flucht, denn niemand in dem Dorf hätte gewagt uns zu helfen.
Beim Abmarsch aus dem Dorf wurden wir nicht abgezählt, wie das bei der Ankunft noch geschehen war. Wir merkten indeß, daß einige uns bekannte Häftlinge nicht antraten, und Leo bereute schon, meinem Rat gefolgt zu sein. Doch auch der Lagerälteste hat das Fehlen gemerkt, gab aber trotzdem Befehl zum Aufbruch. Der Lagerführer blieb noch im Gasthof zurück. Lagerführer und Lagerälteste hatten keinen Zweifel, sie werden die nicht angetretenen Häftlinge schon aufstöbern. Darin waren sich Lagerführer und Lagerälteste einig. Deshalb gab der Lagerälteste Befehl zum Abmarsch, ohne sich um die nichtangetretenen Häftlinge zu kümmern.
Der Lagerführer holte uns auf seinem Motorrad ein. Die Neuigkeit machte schnell die Runde. " Neun Häftlinge haben sich auf dem Heuboden versteckt, wurden entdeckt und umgelegt!" Leo und ich kannten einige der versteckten Häftlinge, die in der Fürstengrube ziemlich gute Arbeitsposten hatten.

Wir erreichten das Ufer der Elbe, wo ein Motorkahn wartete, der uns nach Lübeck bringen sollte. Bevor wir einstiegen, bekam jeder eine Tasse heissen Kaffee; fast sämtliche Häftlinge hatten sich aus Turmalin ein Trinkgefäß mitgebracht. Nur einer hatte nicht daran gedacht und trat aus der Reihe heraus, um sich bei einem Kameraden eine Tasse zu borgen. Weil er aus der Reihe heraustrat hat ihn der SS-Mann erschossen. Mit dem Elbkahn fuhren wir nach Lübeck. Vom Hafen aus marschierten wir bis Arnsböck und bezogen dort in einer großen Feldscheune Quartier. In der Nacht hörten wir einen Kanonendonner aus der Richtung Hamburg, der die Scheune erzittern ließ. Das waren wieder Anzeichen, daß wir auch hier nicht lange werden bleiben können.
Am nächsten Morgen hat der Lagerälteste Häftlinge ausgewählt, die auf dem Familiengut des Lagerführers arbeiten sollten. Wir hielten es für sicher, daß der Reichsführer der SS Himler dem Lagerchef die Genehmigung dazu erteilt hatte. Für uns Häftlinge war das so gut wie eine Lebensversicherung, den die Eltern des Lagerführers hätten alles getan, um die Häftlinge auf ihrem Gut vor der Vernichtung zu schützen, schon deswegen, um den Sohn vor einem schweren Kriegsverbrechen zu bewähren.
In der Scheune zurückgebliebenen Häftlinge wurden zu Planierungsarbeiten an der Strasse Hamburg-Lübeck herangezogen. Währenddessen zogen amerikaniache Kriegsgefangene an uns vorbei. Ich sprach sie um Zigaretten an. Sie warfen uns viele Päckchen in den Strassengraben zu. Wir nahmen sie dankend an, denn Zigaretten waren willkommene Tauschmittel für Brot.

Abends kamen die auf dem Landgut arbeitenden Kameraden zur Scheune zurück. Einer, der wegen seiner Schlitzaugen " Japaner " genannt wurde, wußte, daß wir Zurückgebliebenen keine Verpflegung hatten, und überreichte mir aus freundschaftlicher Verbundenheit von der Fürstengrube her eine in Zeitungspapier eingewickelte Riesenportion Bratkartoffeln. An diesem und am nächsten Tag hungerte ich nicht. Das war wichtig, denn manch einer von uns in der Scheune konnte sich vor Kohldampf kaum noch auf den Beinen halten.

Hinter der Scheune gab es einen großen Misthaufen von den Ställen der Rinder und Pferde. Als ich, von einem SS-Mann bewacht, zum Austreten ging, sah ich, wie ein paar Häftlinge vor dem Misthaufen knieten, sich aus dem Pferdemist Haferkörner herauslösten, sie an ihrem Rock abwischten und aßen. Meinen SS-Bewacher fragte ich:" Wer wird das glauben, wenn wir nach dem Krieg erzählen, was wir hier gesehen haben?" "Ja, das ist unglaublich" war die Antwort.

Auf dem Hofgut erzählte man sich, der Lagerführer sei mit einer Liste des Häftlingsbestandes zu Himmler beordert worden. Unterwegs nach Lübeck hat er in der Lagerscheune Station gemacht. Dort fand er den offiziellen Frisör der SS-Mannschaft tot vor. Andere lagen zugedeckt wie ein Haufen Leichen auf der Tenne. Der Lagerführer fragte mich, ob sie alle gestorben seien. "Noch nicht, Herr Lagerführer!" Max Schmidt hat das wissen wollen, um seine Liste mit dem Häftlingsbestand gleich zu korrigieren.

Gute Nachricht brachte der Elektriker der Fürstengrube, der auf dem Hofgut einen Radioapparat repariert und dann die deutschsprachigen Nachrichten des englischen Rundfunks abgehört hatte. Die Stadt Essen war von britischen Truppen eingenommen. Spontan sagte ich ihm, daß ich jetzt kein Essen mehr brauche. Der Mann begriff das Wortspiel nicht gleich. "Na klar doch." In Essen befindet sich das größte Rüstungsindustriewerk des deutschen Reichs. Ohne Essen ist die deutsche Kriegsindustrie das, was wir Häftlinge ohne essen sind. Die Befreiung kann jetzt jeden Tag eintreten, schon morgen oder übermorgen.
Ich habe recht behalten, zwei Tage später war es soweit. Bis dahin freilich gab es noch spannende Stunden. Um Mitternacht kam die ganze SS-Mannschaft in die Scheune, wo die Häftlinge im tiefen Schlaf lagen. Licht gab es nicht. In voller Dukelheit rief Kapo Wilhelm:" Alles bleibt liegen!"Keiner hebt den Kopf hoch! Neben mir meinte der " Japaner " Jetzt machen sie uns fertig!" Ich war entsetzt über die Bemerkung:" Halt doch die Schnauze verfluchter Japaner!" Aus Angst hob ich vorsichtig den Kopf, um zu sehen, was vor sich ging. Kapo Wilhelm lief aufgeregt herum, die SS verließ die Scheune. Es sah wirklich so aus, als stünde uns das Ende bevor, zumal Kapo Wilhelm die Reichsdeutschen zum Aufstehen aufforderte. Als letzte konnten auch Juden und Ausländer das Schlaflager verlassen. Vor der Scheune hatten wir anzutreten.
Ein Häftling, dessen Freund im Büro des Lagerältesten saß, wußte zu berichten: Wir müssen jetzt zu einem Bauergut marschieren, das kaum dreissig Minuten von der Lagerscheune entfernt ist. Dort werden wir vom Schwedischen Roten Kreuz übernommen und in die Freiheit nach Schweden gebracht würden. Auf dem Gut angekommen, legten wir uns in der Scheune aufs Stroh und schliefen ein. Der " Japaner " weckte mich, und zeigte mir ein Säckchen Grießzucker , den er in der dunklen Scheune einem Kapo hatte wegschnappen können.Wir haben das gleich zum Frühstück verzehrt. Um die Mittagszeit rief der Lagerältester:" Franzosen, Belgier und Holländer, sofort antreten!" Ich raunte dem Japaner zu: "Komm, jetzt geht es nach Schweden.Naiv meinte er, er könne nicht mitkommen, da er keinem dieser Staaten angehöre. Ich nahm ihn am Arm und zog ihn in den Wagen des Roten Kreuzes hinein.

Wohl hatte die schwedische Regierung sich bereit erklärt, Franzosen, Belgier und Holländer zu übernehmen, doch genügte es schon, wenn ein Häftling eine Sprache dieser drei Länder beherschte, um nach Schweden hereinzukommen. Der aus Köln stammende " Japaner " und ich aus"Nizza" nahmen uns das Recht.

Die SS-Leute beobachteten mit gemischten Gefühlen unsere Befreiung und verwandelten sich plötzlich in unsere Freunde. Als Zeichen, daß die Gewalt nun ein Ende habe, legten sie ihre Waffen ab. Von einem SS-Mann aus Bonn verabschiedete ich mich mit einem warmen Händedruck, denn ein paar Tage zuvor hatte er sein Frühstücksbrot mit mir geteilt. Er war einer von den Frontdienstuntauglichen Wehrmachtangehörigen, der zur Bewachung eines Gefangenenlagers angeworben war, ohne zu wissen, er sei als Bewacher eines Kz Lagers vorgesehen.

Das Rote Kreuz hatte unsere Befreiung schon einige Tage lang vorbereitet. Ein Minibus brachte ~~brachte~~ uns zum Lübecker Hafen, wo ein kleiner Frachter wartete. Eine Rotkreuz-Schwester fragte, ob wir grossen Hunger hätten. Ich zeigte ihr eine Kohlrübe, die ich auf dem Bauernhof als Notproviant organisiert hatte. "Werfen Sie das ins Wasser!" meinte sie. "Sie bekommen ein Fünfpfundpaket mit guten Sachen, die Sie gar nicht aufessen können." Auf dem Frachter wurde uns das für zwei Mann bestimmte Paket übergeben. Wir haben es nicht mal aufgemacht. Ich legte mich auf das Deck des Frachters und dachte nach: "Ist das hier ein Traum oder Wirklichkeit?" Ich konnte es nicht glauben, daß ich jetzt frei sei.

Mit dem Japaner habe ich dann das Paket geteilt. Butter, Käse, Keks und Schokolade warein drin, aber keine Scheibe Brot, auf der wir Butter und Käse hätten verzehren können.

Den Wechsel vom Leben in der Hölle zu einem Dasein in Freiheit konnten wir erst begreifen, als wir in Trelleborg an Land gingen und unter kultivierten Menschen waren. Wir wurden in eines der schönsten Stadtbäder gebracht, wo sich freiwillige Helfer des Roten Kreuzes aufopfernd um uns bemühten. Wie Babies hat man uns behandelt, wir fühlten uns tasächlich wie neugeboren. Von Kopf bis Fuß eingekleidet, begannen wir die Vergangenheit hinter uns zu lassen. Die KZ Klamotten wurden gleich verbrannt. Wir bekamen auch einen Rasierapparat, Pinsel und Seife, alles, was ein Mann im täglichen Leben braucht.

Gewaschen und rasiert fuhren wir zur Empfangshalle des Trelleborger Hafens zurück. Ein Essen war dort vorbereitet, das wir jahrelang entbehren mußten: Kräftige Rindsuppe mit Nudeln und Fleisch. Jeder holte sich einen Nachschlag und mehr. Mir wurde schon beim dritten Teller schlecht, denn der Magen war solch üppige Mahlzeit nicht mehr gewöhnt. Mit einer Ambulanz brachte man mich in ein provisorisches Krankenhaus.

Alle ehemaligen Häftlinge wurden in einem Hospital auf ansteckende Krankheiten hin untersucht und dann in verschiedene südschwedische Erholungsorte verlegt. Wir empfanden den Aufenthalt wie in einem irdischen Paradies. Die Ärzte setzten uns zunächst auf strenge Diät; die ersten drei Tage haben wir von Tee und Zwieback gelebt. Trotz ärztlicher Fürsorge und guter Pflege sind noch einige nach Schweden gekommene Häftlinge gestorben. Ich wollte zunächst alle Sorgen über Bord werfen, vergangenes vergessen. Eine Last freilich drückte mich: meinen Brüdern Max und Leo in Amerika Bescheid über meine Befreiung geben. Womöglich sahen sie mich unter einem Berg von Leichen in einem KZ-Lager liegen, wie das in der ganzen Welt durch Filmaufnahmen gezeigt wurde. Die Adressen meiner Brüder kannte ich, hatte aber kein Geld für ein Telegramm.

Achtzehn Schwedenkronen sollte die Nachricht nach Amerika kosten. Mir fehlte der Mut, mich deswegen an eine Wohlfahrtsstelle zu wenden; lieber wollte ich mir das Geld bei einem Kameraden leihen oder durch Arbeit verdienen. Ein Zufall half mir wieder mal. Als ich mit zwei Kameraden aus der Fürstengrube spazieren ging, kamen wir an einer Gärtnerei vorbei. "In diesem Treibhaus wachsen Tomaten, "meinte ich. Woher ich das wisse? "Das rieche ich." Meine Freunde wollten es nicht glauben. Um es zu beweisen, fragte ich einen Mann an der Toreinfahrt, den ich für den Besitzer hielt. Er bestätigte meine Vermutung und bat uns in das Treibhaus hinein, wo Frühtomaten reiften. Der Mann wollte wissen, ob wir zu den befreiten Gefangenen aus Auschwitz gehörten. Eine halbe Stunde haben wir mit ihm über das Thema Konzentrationslager gesprochen. Er war einer der vielen deutschfreundlichen Schweden, die es nicht begreifen konnten, daß sich die Deutschen für den Völkermord hergegeben hatten.

Wir kamen schließlich auf die Gärtnerei zu sprechen. Ich erzählte ihm, daß ich vor meiner Deportation mich in einer Gärtnerei bei Nizza versteckt hatte und mitarbeitete. Ob ich ihm zwei bis drei Wochen in seiner Gärtnerei aushelfen könnte? Er bot mir zwei Kronen als Stundenlohn an. Mein Telegramm nach Amerika war also zu finanzieren. Ich sagte zu, allerdings nur für eine Halbtagsarbeit, da ich noch in ärztlicher Behandlung war.

Nach drei Tagen Gärtnerarbeit hatte ich das Geld zusammen und eilte zur Post, um nach Cleveland/Ohio die frohe Nachricht zu telegraphieren. Der Text:" Brief über meine Befreiung unterwegs. Sende mir bitte fünfhundert Dollar an die Bank in Trelleborg/ Schweden".
Einige Tage danach teilte mir die Trelleborger Bank telephonisch mit, es seien fünfhundert Dollar für mich eingegangen und ich solle sie persönlich abholen. Der fließend deutsch sprechende Direktor wollte mir den Betrag sofort auszahlen. Als ich aber bat, ihn mir in Schwedenkronen zu geben, meinte der Direktor, dafür brauche er erst die Genehmigung der schwedischen Reichsbank. Ich mußte einen Antrag unterschreiben. Kurz darauf war die Erlaubnis da.

Den Bankdirektor habe ich dann bei einem Abendkonzert in einem Park wiedergetroffen. Er hatte sich nach mir erkundigt, um mich zum Abendessen in sein Haus einladen zu können. Ich lehnte dankend ab, weil ich schon nach dem Essen war. Er bestand aber darauf, daß ich mitkomme, weil ich nach einem Spaziergang noch eine Schwedenplatte vertragen und ein gutes Gläschen Wein trinken könne. Ich ging also nach dem Konzert mit ihm.Seine Familie war auf den Besuch schon vorbereitet. Zwei Zündholzfabrikanten mit ihren Ehefrauen kamen noch hinzu. Sie wollten von mir wissen, ob die Berichte in den schwedischen Zeitungen über die Mordtaten von Auschwitz wirklich auf Wahrheit beruhten.
Ich mußte ihnen das in allen Einzelheiten bestätigen. Das Gespräch wandte sich dann angenehmeren Themen zu, und um Mitternacht verabschiedete ich mich schließlich in bester Stimmung. Nach jahrelangen Verfolgungen und Erniedrigungen war ich wieder mal Mensch unter Menschen gewesen.
Niemand darf aber glauben, ich hätte diese grauenhafte Zeit schon vergessen. Das ist überhaupt nicht möglich, weil die Erinnerung an die Verfolgung zu einer unheilbaren Krankheit geworden ist. Nur die in den deutschen Konzentrationslagern umgekommenen sechs Millionen Juden mußten das vergessen

Der Aufenthalt in Schweden ging zu Ende. Die schwedische Regierung stellte den ehemaligen KZ-Häftlingen das schönste Schiff für die Überfahrt nach Frankreich zur Verfügung. Alle Passagiere reisten Erster Klasse. In le Havre sind wir wie heimkehrende Helden aufgenommen worden. Frankreich zeigte sich wieder mal äußerst großzügig. Man hatte ein großes Zelt aufgebaut und uns darin mit Speis und Trank bewirtet. Jeder Heimkehrer erhielt überdies tausend Francs Taschengeld. In Nizza wurde ich noch einmal in die Erste Klasse des Wartesaals geführt und bewirtet. Da meldeten sich schon Angehörige von Deportierten, die von mir ein Lebenszeichen ihrer Angehörigen zu erhalten hofften. Leider mußte ich alle ihre Erwartungen enttäuschen.

Freund Leo habe ich erst nach meiner Rückkehr nach Nizza wiedergesehen. In Schweden waren wir auseindergekommen, weil er mit seinem Sohn Gilbert in einer anderen Gegend untergebracht und vier Wochen vor meiner Heimkehr mit einer Chartermaschine des Roten Kreuzes nach Paris geflogen war. Sein Bruder Max hatte ihn und Gilbert dort in Empfang genommen; Max hatte die Kriegsjahre in Monte Carlo untergetaucht überleben können. Die Männer waren wieder beisammen, doch die Frauen, Leos Frau und Tochter fehlten. Wahrscheinlich sind sie in der Gaskammer ums Leben gebracht worden.

Ich selbst wollte erst einmal alle Probleme zurückstellen und meine angeschlagene Gesundheit pflegen. 1946 fur ich von Nizza aus zur Rheumakur nach Joachimsthal, siebzehn Kilometer von Karlsbad entfernt. Den Aufenthalt in der Tschechoslowakei nutzte ich, um in Prag nachzuforschen, was mit meinen im Safe einer Großbank deponierten Wertsachen geschehen war. Diese Schmuckstücke hatte ich 1938 hier verschlossen, bevor die Deutschen in das Sudetenland einmarschiert waren. Hinterher konnte ich nicht mehr einreisen. Die Tschechische Zollfahndung hatte den Safe versiegelt, die Deutschen konnten nichts beschlagnahmen. Die Wertsachen, Gold und Diamanten, durfte ich nun vollzählig wieder in Empfang nehmen. Es war ein Grundstock für meine künftige Existenz.
Bei der Rückkehr nach Nizza fand ich die Einladung meiner Brüder vor, sie in den Vereinigten Staaten zu besuchen. In Cannes schiffte ich mich auf dem polnischen Dampfer " Batory " ein. Die Passagiere waren überwiegend Juden aus Polen, Rumänien und Ungarn, in der Mehrzahl ehemalige KZ-Insassen, die zum Rabbinerstudium nach New-York wollten.
Während der Überfahrt kam der Festtag Jom Kippur. Der Schiffskapitän stellte den Juden dafür die Bibliothek als Betsaal zur Verfügung. Während die orthodoxen Juden mit dem Rabbiner alle im Betsaal waren, unterhielt ich mich am Deck mit einem jungen französischen Juden. Wir hörten zufällig, wie sich in den benachbarten Liegestühlen zwei junge Französinnen mit einen jungen Mann unterhielten, der auf dem Weg nach Mexiko war, wo eine Stellung als Koch auf ihn wartete. Er zeigte sich verärgert, weil die Bibliothek den ganzen Tag reserviert war. "Wann werden die schmutzigen Juden die Bibliothek freimachen, daß man zum Kartenspielen hineingehen kann?; Mein Reise-Genosse stellte den jungen Mann deswegen sofort zur Rede und warnte ihn, daß er mit einer Nazigesinnung nicht nach Amerika einreisen könne. Auch der Kapitän hat von der antisemitischen Äusserung erfahren und dem Koch bedeutet, er müsse den Vorfall den Einwanderungsbehörden im New Yorker Hafen melden und es bestehe die Gefahr, daß daraufhin die Landeerlaubnis verweigert werde.

Der junge Franzose bereute jetzt seine Bemerkung und wollte sich dafür entschuldigen. Der Kapitän schickte ihn zu uns, doch wir erklärten uns nicht zuständig, er solle sich gefälligst an die "schmutzigen Juden" im Betsaal wenden. Der Kapitän übernahm selbst die Vermittlung zum Rabbiner, unterrichtete ihn über den Vorfall und führte ihm, als dieser sich bereit fand, den Übeltäter zu. Der Rabbiner erklärte nach der Entschuldigung des Franzosen: Jom Kippur sei ein Tag der Vergebung und Versöhnung; Im Namen der Gemeinschaft im Betsaal verzeihe er ihm den sprachlichen Ausrutscher.

Nun war der Rabbiner neugierig, wer die Sache ins Rollen gebracht hatte. Der Kapitän informierte den Geistlichen und bat uns bei diesem vorzusprechen. "Sind Sie Juden?" fragte der Rabbiner. Wir bejahten. "Dann wundert es mich, daß ich Sie weder gestern Abend noch heute im Betsaal gesehen habe." Ich erklärte, daß wir nationale Juden seien, aber keiner Religionsgemeinschaft angehören möchten. Der Rabbiner konnte das verstehen, denn viele Juden hätten den Glauben verloren nach den Geschehnissen während der Hitlerzeit.

Im Hafen von New York holten mich meine zwei Brüder ab. Es war ein Lachen und Weinen, denn die Freude des Wiedersehens mußte getrübt sein bei dem Gedanken an die Familienmitglieder, die wahrscheinlich in der Gaskammer den Tod gefunden hatten. Mein Vater hatte noch rechtzeitig nach Lemberg, dem russischen besetzten Teil Polens, fliehen können, ebenfalls meine zwei Schwestern mit ihren Männern und Kindern. Ausser meinem Vater wurden sie alle zwangsweise ins Innere der Sowietunion evakuirt und haben dort den Krieg überlebt, Unser Vater aber blieb in Lemberg und ist nach dem Einmarsch der Deutschen in die Hände der SS gefallen.
Nach kurzem Aufenthalt in New York fuhr ich mit meinem Bruder Max und seiner Frau nach Cleveland. Er erwartete gerade die Rückkehr seines Sohnes vom Japanischen Kriegsschauplatz. Man hatte das Treffen in San Franzisco vereinbart. Ich fur mit und war von der Stadt am Golden Gate und ihrer Schönheit überwältigt. Drei Monate war ich in den Vereinigten Staaten geblieben, dann nach Nizza zurückgekehrt. Es wurde nun Zeit, an die Gründung einer neuen beruflichen Existenz heranzugehen. Das sollte wieder in Deutschland geschehen.Eine Einreise war damals noch von einer Genehmigung der Besatzungsmächte abhängig. Ich begann mit den Webereien aus früherer Zeit zu korrespondieren. Einer von ihnen beschaffte mir dann auch die Einreiseerlaubnis der allierten Militärbehörden für die drei westlichen Besatzungszonen.

Nun stand ich vor der Wahl: Stuttgart oder Frankfurt am Main?. Beide Städte waren vor dem Krieg als Textilhandelsplätze bedeutend. Frankfurt hatte die verkehrsgeographisch bessere,Lage, der Grund dafür, daß es schon immer ein internationaler Handelplatz gewesen ist..Also wählte ich Frankfurt. Bekannte Gesichter aus Leipzig traff ich dort, zahlreiche Pelzhändler, die hier den Leipziger Brühl aufbauten, das einst weltberühmte Zentrum des Pelzmarktes. Und die Behörden der Stadt ließen es an Hilfsbereitschaft nicht fehlen. Jeden Tag wurden neue Unternehmen gegründet.
Ich knüpfte Beziehungen zu meinen alten Lieferanten an. Die Beschaffung von Waren erwies sich zunächst als schwierig, denn der Mangel an Rohstoffen war noch nicht behoben. Die Textilindustrie,wie ich sie von früher kannte, gab es noch nicht. Die meisten Webereien arbeiteten in Lohn für das Ausland, nur so konnten sie die dringend benötigten Rohstoffe beschaffen.
Erst als ich von meinen alten Lieferanten feste Lieferungszusagen erhielt, mietete ich kleine Geschäftsräume in zentraler Lage und gründete nach Leipziger Vorbild ein Versandgeschäft für Aussteuerwäsche. Da der Bedarf an Bettwaren groß war, florierte mein Geschäft schon kurz nach der Gründung. Ich führte es unter der alten Firmenbezeichnung aus Leipzig. Nicht selten kamen frühere Kunden von der Elbe an den Main und fragten, ob es die Wäschefirma Adler sei, die sie von Leipzig her kannten. Es war eine Zeit, als man noch aus der Ostzone ungehindert in den Westen reisen konnte.
DieSchatten der Vergangenheit kamen wieder auf, als mich Direktor Krumhof von der AG für Textilindustrie aufsuchte, um mich als potenten Kunden zu gewinnen, wie ich es in der Leipziger Zeit für ihn gewesen war. Er hatte jenen Vertre-ter Piedel seinerzeit beschäftigt, der sich dann bei der Boykottierung jüdischer Geschäfte in Leipzig hervortat und später als SS-Oberscharführer Transporte in die Vernichtungslager führte.

Während des Gesprächs mit Krumhof entsann ich mich eines Briefes meiner Leipziger Buchhalterin, den ich nach Kriegsende in Nizza erhalten hatte. Darin hatte sie mir berichtet, von Riedel selbst erfahren zu haben, daß er lieber eine Laus am Leben lasse als einen Juden, auch einen von früher her bekannten jüdischen Geschäftsmann, der ihn um Hilfe während des Transportes nach Auschwitz anflehte, auf der Stelle erschossen habe; nach Kriegsende habe er dann in Leipzig das Gerücht verbreiten lassen, er sei bei den Kämpfen um das Rathaus gefallen.

Diese Geschichte im Gedächtnis, brachte ich jetzt die Rede auf die Leipziger Vorkriegszeit und bedauerte den Tod seines ehemaligen Vertreters Riedel. Krumhof zeigte sich überrascht und korrigierte meine Worte: Riedel lebe und sei in Westdeutschland im Textilbereich tätig. Ich schloß aus dieser Mitteiling, Riedel arbeite jetzt wieder für Krumhof AG und brach das Gespräch ab. Den Grund dafür hat Krumhof nicht erfahren, auch nicht, daß mir Riedels Vergangenheit bekannt war.

Von einer Strafanzeige gegen Riedel hatte ich abgesehen, weil mir ein angesehener Jurist versicherte, daß sie keinen Erfolg bringen werde. Der Beschuldigte werde leugnen, und die Zeugen seien entweder tot oder könnten nicht ermittelt werden. Ausserdem sei der ehemalige Oberscharführer nicht der einzige Mordverdächtige der frei herumlaufe. Meine eigenen Ermittlungen brachten heraus, daß Riedel seinen Beruf fortführte und für Krumhof tätig war.

Was sollte das noch! mein Geschäft blühte, auch mein Privatleben kam endlich in Ordnung nach lager Zeit der Flucht, KZ-Lager und Befreung. Die schöne Umgebung Frankfurts mit den zahreichen Kurorten, Bergen und Wäldern trug sehr zu meinem Wohlbefinden bei. In dieser Hinsicht fühlte ich mich für den Verlust meines Leipziger Wohnsitzes voll entschädigt.